Pamph
West Indies
Hist.
W

MARTINIQUE

nach

Geschichte, Natur und wirtschaftlicher Entwicklung seit seiner Entdeckung.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt von der

Philosophischen Fakultät

der

Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität

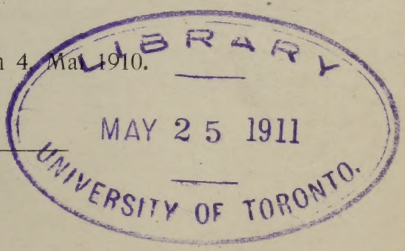
zu Bonn.

Von

Paul Werner

aus Dahlerau.

Promoviert am 4. Mai 1910.



BONN 1910

Bonner Kunstdruckerei Broch & Schwarzinger.

Berichterstatter:
Prof. Dr. J. J. Rein, Geh. Regierungsrat.

Meinen Eltern in Dankbarkeit.

Inhalt.

I. Einleitung.

II. Name, Entdeckung und Geschichte.

III. Physische Geographie:

- a) Lage und Bodengestalt.
- b) Geologie.
- c) Klima.
- d) Vulkanismus:
  - α) Ausbruch der Montagne Pelé 1902.
- e) Flora und Fauna.

IV. Bevölkerung, nach geschichtlicher Entwicklung.

V. Wirtschaftsgeographie:

- a) Wirtschaftspflanzen.
- b) Gesamthandel und Finanzen.
- c) Zuckerfrage.

VI. Literaturverzeichnis.

I. Einleitung.

„La façon d'être du pays est si agréable, la température si bonne et l'on y vit dans une liberté si honnête que je n'aye pas vu un seul homme, ni une seule femme qui en soient revenus, en qui je n'aye remarqué une grande passion d'y retourner". Mit diesen Worten bezeichnete um die Mitte des 17. Jahrhunderts du Tertre, der Geschichtsschreiber der Antillen, den berückenden Zauber, den die tropische Fülle Martinique's auf den Besucher macht. Jeder Reisende, der auch nur kurze Zeit auf Martinique weilte, preist mit den höchsten Ausdrücken die wildromantische Zerrissenheit seiner Berge und die von unzähligen Wasserläufen gespeisten Urwälder, welche die höchsten Gipfel in ein immerwährendes Grün hüllen. Neben den anderen Inseln der Antillen war Martinique im ganzen 17. und 18. Jahrhundert das reichste Plantagengebiet der Erde und es war so bekannt, daß eine Fahrt zu den „Isles" eben eine Reise nach Martinique bedeutete. Von dieser einstigen Bedeutung ist die Insel heute allerdings weit gesunken, und auch sie macht die wirtschaftliche Krisis durch, aus der die englischen Antillen sich soeben dank geschickter Verwaltung erholen. Leider hat das schreckliche Vulkanunglück vom Jahre 1902 den Aufschwung sehr gehemmt, da die Vernichtung der Stadt St. Pierre, des Mittelpunktes der relativ kapitalkräftigsten und wirtschaftlichrührigsten Bevölkerung,

bedeutende und energievolle Kräfte, die in diesem feuchtwarmen Klima so leicht erschlaffen und daher so selten sind, mit fortriß. Aber das Unglück hat die Aufmerksamkeit des Mutterlandes erneut auf diese Kolonie gelenkt und die allgemeinen Sammlungen haben reiche Geldsummen nach Martinique fließen lassen, so daß bei entsprechender Initiative die Grundlage zu künftigem Wohlstande gegeben ist. Die Fruchtbarkeit des Bodens, sowie dessen stärkere Ausnutzung und die Mannigfaltigkeit seiner landwirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit werden die Insel wieder zu einer wertvollen Kolonie für Frankreich machen können, das nach Eröffnung des Kanals von Panama in der Bucht von Fort-de-France den besten Stützpunkt in Westindien besitzen wird, und die geplante Vergrößerung des Trockendocks und der Bau neuzeitiger Kaianlagen können diese Stadt wie im 18. Jahrhundert zu einem Mittelpunkte des Handels machen und den Wohlstand der Insel zu neuer Blüte bringen.

II. Name, Entdeckung und Geschichte.

Der Name Martinique ist wohl kaum auf den „glorieux thaumaturge des Gaules“ zurückzuführen, sondern wurde, wie die ersten Namensformen Mathenim, Matinino, Madannina, Matrimino, Martinino zeigen, von den Eingeborenen übernommen. Auf die Weiterbildung des Namens wirkte dann allerdings, wie die Entwicklungsreihe zu zeigen scheint, der Name des hl. Martinus ein. Die Insel wurde von Columbus auf seiner 4. Reise am 15. Juni 1502 entdeckt und betreten. Er hatte schon 1492 auf Haïti von Indianern von Matinino, als einer Gegend im Osten gehört und ebenso 1496 auf Guadeloupe. Den Streit, ob mit jenem Namen Santa Lucia gemeint sei oder Martinique, entscheiden die „Weimarerkarten von 1527 und 1529“, die beide Inseln anführen.

Seitdem Columbus auf seiner vierten Reise am 15. Juni 1502 die Insel betreten hatte, vergingen noch über 130 Jahre, bis sich Europäer dauernd auf ihr niederließen. „Im Gefühle seines unantastbaren Rechtes auf Amerika hatte Spanien es versäumt, die kleinen Antillen wirklich in Besitz zu nehmen: Sie wurden der Schlupfwinkel der sogenannten Flibustier, englischer, holländischer, vor allem aber französischer Abenteurer“. Die Deutung dieses Namens ist zweifelhaft. Wenn die einen flibustier vom englischen freebooter ableiten, so führt das kaum zum Ziele; denn beide Wörter scheinen gleichen Ursprungs, der in dem Worte „leichtes Schiff“ = holländisch vlieboot oder flyboot, französisch = flibot zu suchen sein wird, zumal die Holländer damals in dieser Gegend fast die

ganze Schiffahrt besaßen.[1]) Es findet sich in einer Urkunde sogar das Wort „flezinger“ (nach holländ. Vlissingen) für nach Europa fahren. Bei den Franzosen hießen sie gewöhnlich aventuriers oder les frères de la côte. Manche nachgeborene normannische Edelleute suchten hier, wie einst ihre Vorfahren auf Sizilien, Abenteuer und Reichtum. Den Übergang zum seßhaften Leben bildeten die boucaniers, welche die Jagd auf verwilderte Rinder betrieben und das Fleisch in Rauchhütten (boucans) dörrten. Der Lebenszweck dieser Flibustier war der Kampf gegen die Spanier, dessen Handel sie unendlich schädigten. Bei ihrem Kapergeschäft führten sie übrigens meist königliche Kommissionen und außer ihrem schrecklichen Blasphemieren fand das Vaterland nichts an ihnen zu tadeln. Jedenfalls haben „diese Pioniere der europäischen Kultur“ auch ihr gerütteltes Maß an dem Untergang der Urbevölkerung auf den Antillen. Erst 1680 untersagte die französische Regierung den Kampf gegen die Spanier, die Führer wurden mit Ehren in den Staatsdienst übernommen. Man muß die Schilderungen des P. Labat lesen, um das Naturgemäße, ja fast Heldenhafte dieser Seeräuber, die ihren Zeitgenossen durchaus ehrenhaft erschienen, zu verstehen. Erst um 1715 wurde das Freibeuterwesen ganz unterdrückt, bis dahin aber verfochten die Flibustier alle Kriege, die dem Mutterlande in Europa erwuchsen, in der neuen Welt und kein Kanonenschuß wurde dort gelöst, ohne hier ein Echo erklingen zu lassen.

[1]) 1674 erschien zu Amsterdam eine Geschichte der Flibustiers: „De Amerikaensche Zee-Rovers“, von Alex Olivier Exquemilin, der selbst Flibustier gewesen war, aber wegen eines Vergehens ausgestoßen worden war. Sein Buch wurde ins Englische und Französische übersetzt. — Neuerdings lenkt Marcel Gabriel die Aufmerksamkeit auf die „Corsaires, les, français en XVI[e] siècle dans les Antilles“ (Compte rendue du Congrès international des Américanistes tenu à Paris en septembre 1900) Paris: E. Leroux 1902, S. 63—89.

Zum Zweck der Kolonisation hatte sich am 31. Oktober 1626 in Paris unter dem Vorsitze des Kardinals Richelieu die Association des Seigneurs de la Compagnie des Isles d'Amérique mit einem Kapitale von 45000 Livres gebildet. Man hatte zuerst das Augenmerk auf St. Christophe gerichtet. Allein schwere Kämpfe mit Engländern und Spaniern um diese Besitzung erschöpften die geringen Mittel der Gesellschaft. Sie wurde am 12. Februar (nach du Tertre am 8. März) 1635 revidiert und als ihre Abgesandten landeten im gleichen Jahre de l'Olive und du Plessis am 25. Juni auf Martinique und erklärten die Insel zum Eigentum der Gesellschaft. Der schroffe, gebirgige Charakter des Landes aber, die feindselige Haltung der Eingeborenen und vor allem die Lanzettschlange schienen ihnen die Ansiedlung unmöglich zu machen, so daß sie weiter nach Guadeloupe fuhren. Kurze Zeit später, im Juli oder anfangs September 1635, landete dann Bélain d'Esnambuc[1]) von St. Christophe her mit 110 Mann zu dauerndem Aufenthalte. Er gründete ein Fort am Fuße der Montagne Pelée, das, da man in der Oktav zum Feste Peter und Paul war, den Namen St. Pierre erhielt und die 1902 zerstörte Stadt gleichen Namens wurde. Er war der eigentliche Begründer des französischen Kolonialbesitzes im amerikanischen Mittelmeere. Als er im folgenden Jahre starb, soll Richelieu ausgerufen haben, daß der König „venait de perdre un des plus fidèles serviteurs de l'Etat" und du Tertre fügt hinzu: „les habitants l'ont pleuré comme leur père, les ecclesiastiques comme leur protecteur et les colonies de St. Christophe, de la Guadeloupe et de la Martinique l'ont regretté comme leur fondateur". Am 2. Dezember 1636 ernannte die Compagnie seinen

[1]) Über sein Leben siehe: Biographie Universelle, Paris 1855, tome XII[e] S. 451.

Neffen Jacques Dyel du Parquet[1]) zum Generalleutnant der Insel auf 3 Jahre. Sein Gehalt bestand in 30 Pfund petum (Tabak) von jedem Pflanzer „aux années que l'on en ferait et dans les autres de la même quantité de leurs marchandises de traité". Du Parquet wurde der Kolonisator Martiniques. Um die Insel zu bevölkern machte er sie zum Zufluchtsort aller Geächteten und Verfolgten, so daß bei seinem Tode die Zahl der Ansiedler schon auf 5000 Menschen geschätzt wurde. 1641 eröffnete er die Bai von Carénage (Fort-de-France) den Schiffen aller Nationen. Sklaven kamen vielleicht schon mit den ersten Ansiedlern. Nach Dupontès begann der Sklavenhandel 1642. Im Jahre 1639 sandte die Compagnie Jesuiten nach Martinique und interessant für die damalige Kolonisation ist, daß du Parquet Order erhielt, gegen die „blasphémateurs du saint nom de Dieu, de la Vierge et des Saints" vorzugehen und darauf zu achten, daß die Fast- und Abstinenztage eingehalten würden. Gleichzeitig ging man schon damals gegen die illegitimen Verhältnisse der Weißen mit den Weibern der Eingeborenen und Neger vor, freilich ohne Erfolg; denn das weibliche Element fehlte unter den Pflanzern anfangs fast gänzlich und die sittlichen Verhältnisse in der jungen Ansiedlung lagen sehr im argen.

Durch Kontrakt vom 27. September 1650 kaufte du Parquet für 41 500 livres die Inseln Martinique, la Grenade und les Grenadines und Ste. Lucie, als im Jahre 1648 die Compagnie des Isles d'Amérique zusammenbrach. Seinen einjährigen Sohn ernannte er am 20. März 1651 zu seinem Generalleutnant und fuhr dann zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Frankreich, wo er sich mehrere Male mit dem

[1]) Vergleiche: Biographie Universelle, Paris 1855, tome XI[e] S. 571 und Nouvelle Biographie Universelle, Paris 1858, tome XIV[e] S. 130.

jungen Ludwig XIV. über die Inseln unterhalten haben soll. 1652 kehrte du Parquet zurück. Sein Lebensabend war erfüllt mit Kämpfen gegen die Eingeborenen, die bei seinem Tode fast vernichtet waren. Er starb am 3. Januar 1658. Die Ansiedlungen gruppierten sich damals um: Case-Pilote, Carbet, St. Pierre, Prêcheur und Cabesterre mit 5310 Einwohnern, von denen 1938 Franzosen waren. Für die unmündigen Kinder führte die Witwe du Parquets die Leitung der Insel. Sie hatte aber viele Unruhen zu bestehen, da man sie beschuldigte, die Pariser gegenüber den Normannen zu begünstigen. Zur Abdankung gezwungen, stirbt sie auf der Überfahrt nach Frankreich. 1664 bildete Colbert die Compagnie des Indes occidentales auf 40 Jahre und Ludwig XIV. kaufte für sie die Besitzungen der Söhne du Parquets für 240 000 livres zurück, wobei die Hälfte der Kaufsumme für Martinique galt. Die Gesellschaft löste sich aber schon 1674 auf, worauf die Regierung die Inseln selbst übernahm. Die Söhne von du Parquet kauften sich in Frankreich wieder an. Ein Nachkomme erhielt unter Ludwig XV. die Verwaltung der „Inseln unter dem Winde". Eine Enkelin des Kolonisators von Martinique war die nachmalige Gemahlin Napoleons I., Marie Françoise Josephine Tascher de la Pagerie. Während des Devolutionskrieges landeten die Engländer 1666 und 1667 vergebens auf der Insel. 1674 erschien de Ruyter mit einer starken Flotte, die schon in dem Grafen Stirum einen Gouverneur mitführte. Er landete bei Fort Royal (später Fort-de-France) 6000 Mann, mußte sich aber mit schweren Verlusten, darunter der Gouverneur, auf seine Schiffe zurückziehen. Im gleichen Jahre trat die Compagnie des Indes occidentales, durch die steten Kriege erschöpft, ihre Rechte an die Krone ab. Im pfälzischen Erbschaftskriege erschien eine Flotte von 4 Linienschiffen, 4 Fregatten und 8 Transport-

schiffen unter Francis Veller vor St. Pierre, aber auch jetzt schlugen die Pflanzer eine Landung der Engländer ab. 1692 ging der Sitz der Verwaltung nach Fort Royal über. Nach dem Frieden von Utrecht (1713), der Frankreich fast alle seine festländischen Besitzungen in Amerika nahm, widmete sich die Regierung mehr den Inseln des karaïbischen Meeres und Martinique stieg zu hoher Blüte. Um jene Zeit wurde es der Mittelpunkt des Handels auf den Antillen und große Reichtümer strömten ins Land, und die Häuser und Straßen St. Pierres nahmen jenen Stil und jenes Gepräge an, das dem Ort bis zu seinem Untergang den Anblick einer französischen Provinzstadt des 18. Jahrhunderts verlieh. Der siebenjährige Krieg hemmte die glückliche Entwicklung. Die Pflanzer folgten ihren alten Freibeuterinstinkten und taten dem englischen Handel schweren Schaden. Ein englischer Angriff 1759 wurde zurückgeschlagen, einer erneuten Landung im Jahre 1762 aber erlag Martinique und blieb bis zum Pariser Frieden 1763 englisch. Die Friedensjahre bis zum amerikanischen Unabhängigkeitskriege (1775) waren nur getrübt durch die Vertreibung der Jesuiten. 1747 hatte der Generalsuperior La Valette auf Martinique einen Handel eröffnet, der sich auf der Differenz des Geldwertes (150 livres Martinique = 100 livres tournois) gründete. Durch geschickte Maßnahmen zog er fast den ganzen Handel der Insel an sich. Die Monopolstellung erzeugte lebhafte Klagen, so daß La Valette 1753 abberufen werden mußte. Allein, bald konnte er seine Tätigkeit auf Martinique wieder aufnehmen. 1772 wurden Schiffe, die auf Marseille gezogene Wechsel decken sollten, von englischen Kapern genommen. Die Folge war ein Bankerott mit 3000000 fr., die der Orden sich zu zahlen weigerte. Dies trug zur Vertreibung der Jesuiten im Jahre 1772 sehr viel bei. Im amerikanischen

Unabhängigkeitskriege war Fort Royal die Basis der französischen Flottenunternehmungen im Antillenmeere, wodurch der Wohlstand nur noch stieg. Der Handel betrug 1790 in der Ausfuhr 31 500 000 fr. und in der Einfuhr 12 500 000 fr. Die Revolution erzeugte große Unruhen auf der Insel, da sich die Bevölkerung in zwei Parteien spaltete. Die Kämpfe endeten 1794 mit der Besetzung der Insel durch die Engländer. Dadurch wurde Martinique vor den Greueln eines Sklavenaufstandes bewahrt; denn am 4. Februar hatte der Konvent die Aufhebung der Sklaverei ausgesprochen. Das Gesetz konnte aber wegen der Besetzung durch die Engländer nicht ausgeführt werden, weshalb auch die gewaltsame Einführung der alten Zustände im Jahre 1802 wegfiel. Im Frieden von Amiens (1802) kam Martinique an Frankreich zurück. Aber in der Zeit von 1809—14 nahmen es die Engländer wieder in Besitz und wiederholten diesen Eingriff in Frankreichs Recht während der „Hundert-Tage". Die Folgezeit stand unter dem Eindrucke der Sklavenfrage. Die enttäuschten Sklaven versuchten Aufstandsbewegungen, denen man mit zahlreichen Freilassungen begegnete, so von 1830—38, wo sie 19011 Personen umfaßten. 1831 wurde der Handel mit Sklaven gesetzlich abgeschafft und man gedachte die bisherigen Sklaven allmählich zur Freiheit zu führen. Da kam das Dekret vom 4. März 1848, wonach alle Unfreien mit einem Schlage für frei erklärt wurden. Man wartete mit der Erklärung nicht einmal bis zum Juli, wo die Ernte eingebracht war. Für die Sklavenhalter setzte das Gesetz vom 30. April 1849 eine Rente von 6 000 000 fr. fest; von dieser Summe entfielen auf Martinique 1 507 885,50 fr. Sie berechnete den Wert des Sklaven auf 400 fr., während der wirkliche Wert eines Sklaven damals 1500 bis 1800 fr. betrug. Da die Sklaven sofort die Pflanzungen verließen und nach den Städten abströmten, so mußten

sich die Pflanzer nach neuen Arbeitern umsehen. Man warb zuerst Afrikaner, dann wurde 1861 ein Vertrag mit England zur Lieferung indischer Arbeiter abgeschlossen. Die Einfuhr der Arbeiter geschah auf Staatskredit; da dies die freie Konkurrenz in deren Arbeitsangebot aufhob, so wurde die Einfuhr 1884 aufgehoben. Im mexikanischen Kriege war Fort-de-France wieder der Stützpunkt der französischen Flotte.

Seit 1870 sendet Martinique auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes 1 Senator und 2 Deputierte nach Paris. 1891 zerstörte eine Feuersbrunst Fort-de-France und 1902 vernichtete der Ausbruch des Pelé die Stadt St. Pierre. Die politische Leitung steht unter einem Gouverneur, der dem Kolonialminister verantwortlich ist. Ihm zur Seite steht ein Generalrat (Conseil Général) [36 Mitglieder auf 6 Jahre gewählt], der die Verwaltung und die Finanzen überwacht. Durch Gesetz vom 3. Dezember 1870 gab die Republik den Kolonien das allgemeine Wahlrecht und nach dem Gesetz vom 24. Februar 1875 hat Martinique, neben Guadeloupe, das Recht, einen Senator und 2 Deputierte zu wählen. In Zollangelegenheiten bestimmt seit 1892 ausschließlich das Mutterland, das auch eine kleine militärische Besatzung von Europäern dort unterhält. 1906 belief sich die Zahl auf 774 Offiziere und Mannschaften. Die Zivilverwaltung zerfällt in 2 Arrondissements, von denen St. Pierre mit 3 Kantonen und 13 Gemeinden natürlich sehr geschwächt ist. Fort-de-France umfaßt 5 Kantone und 16 Gemeinden. Eisenbahnen fehlen bis heute ganz und wenn sonst solche erwähnt sind, so bezeichnen sie nur die 422 km Schmalspurbahnen der Zuckerfabriken, die diese mit den Feldern verbinden. Das Telephonnetz umfaßt 700 km. Regelmäßigen Schiffsverkehr unterhalten die Compapnie générale transatlantique alle 10 Tage mit St. Nazaire, Bordeaux

und Marseille, die Royal Mail Steam Packet Company mit Southampton und die Quebec Steam Ships Company mit der Union. Die Gesamtzahl der eingelaufenen Schiffe betrug 1907 = 450, im folgenden Jahre (1908) sank die Anzahl infolge des gelben Fiebers auf 368.

III. Physische Geographie.

a) Lage und Bodengestalt.

Die einer von Nord-Osten nach Nord-Westen gelagerten Ellipse oder einem Rechtecke vergleichbare Insel liegt zwischen 14° 23′ 43″ (Ilet Cabrit) und 14° 52′ 47″ (Point de Macouba) nördlicher Breite, sowie zwischen 63° 9′ 19″ (Cap Ferré) und 63° 34′ 34″ (Anse de Belleville) westlicher Länge von Paris. Die einzelnen Angaben weichen in den Sekunden etwas von einander ab. „Nähert man sich von Santa Lucia herkommend, so stellen sich ihre wolkenumhüllten Berggipfel dem Auge in solcher Verteilung dar, daß man glaubt, sie gehörten zwei Inseln an, von denen die eine von der andern durch einen schmalen Kanal getrennt, etwas nördlicher gelegen erscheint. Diese Vorstellung wird durch die tiefe Einschnürung erweckt, welche die Bai von Fort-de-France bildet.“ Tatsächlich zerlegt diese Meereseinbuchtung und die im Hintergrunde sich anschließende Anschwemmungsebene die Insel in zwei Teile. Der südlich abgetrennte Teil erreicht nur Erhebungen von 500 m, dagegen sind seine Küsten reicher gegliedert und, da sie flacher ins Meer übergehen, häufig Sumpfgebiete. Die Einschnürung wird verstärkt durch die der Bai von Fort-de-France

gegenüber liegende doppelte Einbuchtung auf der atlantischen Seite, des Cul-de-Sac François und des Hafens von Robert. Die größte Einengung beträgt hier an der engsten Stelle 12,3 km. Der nördliche über 1200 m hohe Teil ist fast nur auf der Ostseite durch die brandenden Wogen der Atlantik gegliedert; aber die Passatwinde und Korallenriffe machen den Hafen von Bourg de la Trinité nur schwer zugänglich. Der frühere Hafen von St. Pierre war nur die gegen die Passate geschützte Rhede, die aber gegen die plötzlich ausbrechenden Wirbelstürme der karaïbischen See schutzlos war.

Die einen nach dem Meere zu offenen Bogen bildende Südküste erstreckt sich zwischen dem Pointe d'Enfer im Osten und dem Morne du Diamant im Westen in einer Ausdehnung von ungefähr 30 km. Die Pointe d'Enfer mit der vorgelagerten Ilet Cabrit bildet weit nach Süden ausladend mit der westlichen Fortsetzung der Südküste die Bucht du Marin, mit dem gleichnamigen Flecken. Die flache Küste trägt den großen Sumpf des Salines. Die Entfernung von hier bis Pointe Hardy auf Santa Lucia ist nur 32 km. Westlich schließt sich das Mündungsgebiet dreier Flüßchen an, woher der Name „Anse des Trois-Rivières". Bis zum Vorsprung der Morne du Diamant verläuft die Küste ziemlich geradlinig. Die Westküste ist von der Anse du Diamant bis zur Mündung des Prêcheur süd-nördlich gerichtet. An die Anse du Diamant, die schroff und steil zum Meere abfällt, schließen sich nördlich die Petite- und die Grande Anse d'Arlet an. Zwischen dem am weitesten nach Westen vorspringenden Cap Salomon und dem Basaltgipfel der Pointe des Nègres im Norden biegt die Küste nach Osten ein zur Bucht von Fort-de-France mit den kleinen Inseln Ilet à Ramiers und Gros-Ilet. Die Bucht ist 9 km lang und am Eingang 8 km breit. Der Hintergrund der Bucht ist sehr flach und an der

Küste sehr sumpfig, es ist hier der eigentliche Herd des gelben Fiebers. Bérenger-Féraud sagt in dieser Hinsicht: „Tout le littoral de cette baie est bas, essentiellement marécageux, constitué par des terres vaseuses, alternativement sub mergées et découvertes, présentant un mélange incessant d'eau douce et d'eau salée. Ces terres, couvertes de palétuviers, peuvent être considérées comme le type du marrais fébrigène tropical". Im nördlichen Teile der Bucht liegt die Stadt Fort-de-France, deren ruhiger Hafen einst der Stützpunkt der französischen Flotten war im Kampfe mit den Engländern und Holländern. Mehrere neuzeitlich umgestaltete Forts beherrschen die Stadt und den Eingang zur Bucht. Ein für 3750000 fr. in den vulkanischen Boden gegrabenes Dock, das einzige derartige in Westindien, ist für die heutigen Schiffsgrößen zu klein, es soll daher auf 200 m verlängert werden. 1839 durch ein Erdbeben zerstört, wurde Fort-de-France neu aufgebaut und ist seit der Zerstörung St. Pierres der einzige kommerzielle Zentralpunkt der Insel. Die Morne Balata (597 m), ein Ausläufer der Pitons du Carbet, überragt die Stadt und bietet in der Zeit des Fiebers eine gesunde Zufluchtsstätte. Die Küste nördlich der Pointe des Nègres hat nur zwei geringe Einbuchtungen, die nach den Ortschaften Bourg de Case-Navire und Bourg de Case-Pilote heißen. Weiterhin verläuft die Küste fast geradlinig bis Bourg du Carbet, wo sich nach Osten der offene Halbkreis der Bucht von St. Pierre öffnet, im Norden geschlossen durch den Vorsprung von La Marc. Die Nordküste zieht sich in einem nach dem Meere zu geschlossenen Halbkreis von dem Orte Prêcheur bis zur Mündung des Capote. Cap St. Martin, der nördlichste Punkt, ist nur 40 km von Dominica entfernt. Die Ostküste von der Mündung des Capote bis zum Cap Ferré ist dem Passat ausgesetzt, und fast das

ganze Jahr hindurch treiben die Winde die langen Wogen der Atlantik mit rauschender Brandung gegen die zerrissene Küste, die auf der ganzen Ostseite nur schwer zugänglich ist. Aus der Mitte springt die seltsam zerklüftete Halbinsel Caravelle, durchweg nicht über 2 km breit, 10 km weit ins Meer vor. Auf ihrer 190 m hohen Ostspitze mahnt ein Leuchtturm vor den Gefahren der Untiefen; denn die Küste senkt sich nur sehr flach nach dem offenen Meere ab und da die Tiefe nie 50 m übersteigt, so ist der ganze Meeresboden mit Korallenriffen bedeckt, die stellenweise kleine Inselchen bilden. Die Halbinsel Caravelle bildet nördlich die Bucht von Trinité und im Süden die von Gallion. Immer stärker ist der vulkanische Fels zerrissen, so daß sich hier noch die Häfen Robert und François befinden. Bis Cap Ferré folgt nur noch die kleine Bucht bei dem Orte Vauclin. Die gesamte Küste bildet eine Länge von über 350 km, mit einem Inhalte von 987 qkm. Die größte Länge von Nord-Osten nach Süd-Westen beträgt 65 km, die größte Breite bei der Halbinsel Caravelle ist 34 km.

Die geringe Ausdehnung der Insel gestattet keine größeren Flußbildungen, vielmehr läßt die starke Gebirgsbildung die reichen Niederschläge rasch nach allen Seiten zum Meere abfließen. Man zählt an 75 Wasserläufe, die in die Tuffmassen des Bodens tief eingefressen oder kaskadenartig über die erstarrte Lava herabspringend mit den Zauber Martiniques ausmachen. Rivière Salée, Lézard und Lamentin münden in die Bucht von Fort-de-France, deren seichtes Wasser sie mit ihrem Schlamm allmählich anfüllen. Die Lézard ist der längste Fluß und ihrem schlängelnden Laufe soll die Eisenbahn durch den fruchtbarsten Teil der Insel nach Trinité auf der Ostseite folgen. Die Rivière Salée ist ziemlich weit aufwärts mit kleinen Dampfern befahrbar, was auf eine Stauung des Flusses durch

das Meer deutet infolge Senkung des Bodens. Von Norden her münden ebenfalls in die Bucht die beiden Flüßchen Monsieur und Madame, die periodisch ihre flachen Ufer überfluten. Zwischen ihnen liegt die Stadt Fort-de-France. Größere Ausdehnung zeigen noch im Süden die Rivière-Pilote und im Norden die beiden nach Osten gehenden Rivière du Lorrain und Capote. Alle Wasserläufe auf Martinique führen den stolzen Namen Rivière, obwohl meist ruisseau und torrent reichlich genügte. Durch das starke Gefälle und die plötzlichen, gewaltigen Niederschläge haben sich alle diese Wasser in die weichen Tuffe und Bimsteine tief eingegraben, und schwere Quadersteinbrücken leiten die meist gut gepflegten Straßen in hohem Bogen über diese schaurigen Abgründe, um die oft plötzlich schwellenden Wassermassen durchzulassen. Thibault de Chanvalon sagt von ihnen: „Ce sont pour la plûpart des nappes d'eau fort peu larges qui dans les tems ordinaires n'ont environs que sept à huit pouces de profondeur; une pluie de quelques heures en fait aussitôt des torrens."

Der orographische Aufbau der Insel wird durch die Bucht von Fort-de-France mit anschließender Ebene und den gegenüberliegenden Einbuchtungen in zwei getrennte Massivs geteilt, die durch einen schmalen Kamm verbunden sind. Das Anschwemmungsgebiet an der Bucht liegt nur wenig über dem Meeresspiegel und ist von zahlreichen Wasserläufen durchzogen. Die höchste Erhebung im südlich abgetrennten Teile ist der Vauclin (505 m), im Westen liegt an der Küste die Morne du Diamant (478 m). Den nördlichen höheren Teil der Insel beherscht die Montagne Pelée[1]),

[1]) Der Name „Pelée" = „enthaarter" waldloser Berg traf vor dem Ausbruch von 1902 nicht zu; denn er war bis zum Gipfel dicht bewaldet. Koch (Tägl. Rundschau 24. Juli 1903) führt „Pelée" auf ein altindianisches Wort zurück, wie noch heute auf Hawai die Göttin des feuerspeienden Berges Pele heiße.

die vor dem Ausbruch 1902 eine Höhe von 1350 m hatte, während der vulkanischen Tätigkeit erreichte sie 1903 eine Höhe von 1617 m, sank dann aber wieder. Genaue Angaben über die augenblickliche Höhe waren nicht zu erlangen. Unabhängig vom Pelée erheben sich südwestlich mit 1207 m die dreizipfligen Pitons du Carbet.

b) Geologie.

Der geologische Aufbau der ganz vulkanischen Insel ist noch nicht geklärt, ebenso wenig wie die Art der Entstehung der Antillenkette. Sind sie die Reste einer versunkenen Gebirgskette, deren tiefe Einsenkungen zwischen den jetzt stehenden Inseln alte transversale Falten waren, oder sind es unter das Meer gesunkene Täler, die einst ein weites Hochland quer durchzogen, wie Spencer will? Sicher erscheint nur, daß die Antillen einst mit Südamerika verbunden waren; denn nur so erklärt sich die nahe Verwandtschaft in der Tier- und Pflanzenwelt. Nach Siemiradzki bildet das Rückgrad Martiniques ein 50 km langer elliptischer Trachyt-Zirkus in der Richtung der Längsachse der Insel, dessen nördliches Ende an der Küste zwischen Cap St. Martin und Grande Rivière unter Schuttmassen zu Tage tritt. In diesem Kreise erheben sich nördlich der Trachytvulkan Montagne Pelée, südwestlich die Pitons du Carbet aus dem gleichen Gestein. In der Längsrichtung der Insel ergoß sich aus einer Spalte nach den Querrichtungen Basalt. Im Westen erfüllte das Meer den Zirkus in der Bucht von Fort-de-France, Korallenriffe vor ihr zeigen den alten Verlauf an. Das Niveau der Bucht sank und alluviale Tonsteinhügel ragen jetzt in dem jungen Anschwemmungsboden bis zu 20 Fuß empor. Alte Reste des gesunkenen Zirkus sind auch die kleinen Inseln Gros Ilet und Petit Ilet und die Halbinsel Trois

Ilets, die alle aus dem Liparit der Pitons du Carbet bestehen. Einzig im südlichen Teile der Insel erscheint Tertiär in zwei verschiedenen Kalksteinen, deren jüngerer reich an Versteinerungen noch jetzt dort vorkommender Pflanzen ist. Eine Ebene führt den Namen Champ-de-Pétrifications. Die ganze Südküste verschwindet unter Tuffen und Konglomeraten; nur im Morne du Diamant tritt Hornblendeandesit zu Tage. In den Tuffresten des Vauclin fand Sapper bei 400 m Höhe marine Muscheln, die zeigen, daß dies Gebiet stark gehoben ist. Das älteste Gestein der Insel sind die quarzfreien Trachyte am Pelée, die östlich bis zur Halbinsel Caravelle und südlich bis zum Vauclin gehen. Bei Bourg Marin und Ste. Anne sind sie von tertiärem Kalkstein überlagert. Trachytisch sind ferner die Anses d'Arlet und ihre östliche Fortsetzung zum Vauclin, wo sie zeitweise von Basalt durchbrochen sind. Quarzfrei ist die Morne du Diamant, die steil und stark verwittert zum Meere abfällt. Das verwitterte Gestein bildet einen weißen Ton, den besten Boden für Zuckerrohrplantagen. Die Pitons du Carbet bestehen, nur am Südende von Basalt überzogen, aus Lipariten, die auf Trois-Ilets als weißer quarzführender Ton zu Dachziegeln gebrannt werden. Die aus der Längsspalte geflossenen Basalte erheben sich in den Roches Carrées bis zu 400 m Höhe. Nach dem Erkalten hatten sich auf der terrassenförmig abgeflossenen Basaltlava Seen gebildet, deren Boden sich mit eisenreichem Ton bedeckte. Sie bilden nach Abfluß des Wassers den fruchtbarsten Boden der Insel. Über diesen älteren Grundstock der Insel haben die jüngeren Vulkane ihre Auswürfe ergossen. Hill nimmt deren 2 an, den Montagne Pelée und die Pitons du Carbet. Dazu rechnet Siemiratzki als dritten noch den halbkreisförmigen Kessel der Anses d'Arlet, mit dem Schuttkegel der Pointe de Burgos und Lacroix

hält, nach Sapper, den Vauclin auch für einen Vulkan. Sapper selbst hält es für wahrscheinlich, daß in der Nähe des Vauclin einst ein Vulkan bestand und Stübel nimmt dasselbe an, da er Pelée, Pitons du Carbet und Vauclin für alte Vulkane erklärt. Nach Sapper bestanden im Süden wahrscheinlich sogar mehrere Vulkane, deren Form aber stark zerstört ist, aus früherer Zeit als der Pelée, „der einzige junge Stratovulkan, während alle anderen Hügel und Berge Ergüsse eruptiven Magmas aus verschiedenen Zeiten und in verschiedener Folge sind." Hieraus scheint sich zu ergeben, daß die Vulkantätigkeit nordwärts wandert; denn während der Süden nur erloschene ältere Vulkane hat, ist die Montagne Pelée noch sehr jung und die seit 1902 andauernde Eruption zeigt eine rege vulkanische Tätigkeit im Innern an. Alluvium findet sich nur in geringer Ausdehnung an den Mündungen der Flüsse in die Bucht von Fort-de-France. Die Ufer, mit Rhizophora mangle bestanden, die mit ihren Wurzeln den Schlamm der Flüsse auffängt, wandern allmählich weiter in die Bucht vor. Der Rhizophorenschlamm bildet eine breite Zone am Ostufer der Bai. Auf vulkanische Tätigkeit weisen noch die heißen Quellen, so am Pelée in 175 m Höhe die Quelle des Prêcheur mit einer Temperatur von 37°. Sie führt ein kohlensaures, leicht eisenhaltiges Wasser. Weiter sind Mineralquellen auf dem östlichen Abhang der Pitons du Carbet. Als Badeörter sind am besuchtesten die Quellen Didier, Absalon und Moutte. Schwefelhaltige Quellen sind unbekannt, wie auch im Auswurf des Pelée der Schwefel fehlt.

c) Klima.

Die klimatischen Verhältnisse Martiniques sind ziemlich wohlbekannt, dank der Arbeiten von Moreau de Jonnès und des Abbe Marchési. Das heiße,

feuchte Klima erscheint dem Europäer unerträglich; denn es nimmt ihm fast jede Bewegungsfähigkeit und Energie. Die Temperatur sinkt in den niederen Teilen nie unter 17°, durchschnittlich beträgt die jährliche Schwankung nur 4° bei einer Jahrestemperatur auf Strandhöhe von 27,15°. Für die einzelnen Monate ergeben sich folgende Zahlen:

	Maximum	Minimum	Mittel	Monatl. Differenz[1])
Januar	28,03°	22,29°	25,16°	— 0,92°
Februar	28,96°	23,13°	24,54°	— 0,62°
März	28,60°	23,96°	26,28°	+ 1,74°
April	30,09°	25,09°	27,59°	+ 1,31°
Mai	30,15°	25,35°	27,75°	+ 0,16°
Juni	30,39°	25,87°	28,13°	+ 0,38°
Juli	30,60°	25,78°	28,19°	+ 0,06°
August	30,93°	25,92°	28,42°	+ 0,23°
September	30,98°	26,05°	28,51°	+ 0,09°
Oktober	30,53°	25,59°	28,06°	— 0,45°
November	29,36°	24,98°	27,17°	— 0,89°
Dezember	29,20°	22,96°	26,08°	— 1,09°
Mittel	29,65°	24,75°	27,15°	0,66°

Nach langjährigen Beobachtungen konnten Jonnès und Marchési obige mittlere Temperaturtabelle zusammenstellen. Es ergibt sich daraus, daß die Temperatur im September am heißesten ist, während Februar als der relativ kühlste Monat erscheint. Zwischen diesen beiden Polen sinkt und steigt die Skala um 3,97°. In den Maxima beträgt das Schwanken zwischen den gleichen Monaten 4,02°, die durchschnittliche Minimaltemperatur schwankt um 3,76° und die niedrigste Angabe hat der Januar. Die durchschnittliche Temperaturschwankung zwischen zwei Monaten beträgt 0,66°. Bei 27,15° durchschnittlicher Jahrestemperatur übersteigt der heißeste Monat,

[1]) Mittl. Temperatur zweier aufeinander folgender Monate.

September, diese Zahl um 1,36°, der kälteste aber sinkt nur um 2,61° unter das Jahresmittel. Diese ideale Tabelle erleidet natürlich in den einzelnen Jahren Schwankungen, so betrug für die Jahre 1891 bis 1898 das Mittel nur 25,9°, der Unterschied zwischen Februar und September sogar nur 2,8°, ersterer sank 1,6° unter das Jahresmittel von 25,9°, September überstieg diese Zahl nur um 1,2°. Es ergibt sich also hieraus eine überaus gleichmäßige Temperatur für das ganze Jahr. Als niedrigste Wärme wurde am 9. März 1876 um 5 Uhr morgens 17,4° gemessen und als höchste im Juli und September 1808 um die Mittagszeit 35° in 2 m Meereshöhe. Die tägliche Amplitüde bleibt durchschnittlich unter 10°, für die Jahre 1891—98 ist sie nur 7,6°. In den höher gelegenen Teilen sinkt natürlich das Thermometer bedeutend und auf den Höhen des Pelé und der Pitons du Carbet sind Reife nicht selten.

Mit dieser fast stets gleichbleibenden Temperatur verbindet sich ein hoher Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Die den größten Teil des Jahres von Osten her über den Ozean streichenden Winde führen reiche Wasserdämpfe mit. An den über 1200 m emporragenden Bergen werden sie durch die Kühle verbreitenden Urwälder aufgefangen und kondensiert. Hieraus ergibt sich, daß heiterer Himmel auf Martinique äußerst selten ist; ein wolkenloser Himmel kommt nur an 30 bis 40 Tagen des Jahres vor, und die Gipfel des Pelé und der Pitons du Carbet tragen fast beständig eine Nebelkappe. Der durchschnittliche Feuchtigkeitsgehalt der Luft beträgt 87,7 %, der in der Zeit von Oktober bis November noch überschritten wird. Niederschläge, die fast nur als Regen zur Erde kommen, da Hagel äußerst selten und Schnee selbst für die höchsten Gipfel unbekannt ist, sind das ganze Jahr hindurch sehr zahlreich und groß.

	Mittl. Regenmenge	Regen-Tage	
Januar	148,0 mm	16	
Februar	109,0 „	16	
März	96,3 „	17	
April	104,6 „	14	
Mai	177,0 „	15	
Juni	207,3 „	22	
Juli	239,0 „	25	Hann gibt für Fort-de-France in einer Höhe von 31 m eine Regenmenge von 2043 mm und für St. Pierre in 50 m Höhe 2399 mm.
August	287,6 „	21	
September	269,0 „	22	
Oktober	256,3 „	20	
November	185,0 „	19	
Dezember	152,3 „	23	
Zusammen	2232,0 mm	230	

Nach dieser auf Grund der Beobachtungen von 54 Jahren ermittelten Tabelle ist also die durchschnittliche Regenmenge Martiniques auf Strandhöhe 2232 mm; in der Zeit von 1891—98 beträgt das Mittel 2295 mm. Der März erscheint als der trockenste Monat und der August als der regenreichste, April hat die wenigsten Regentage. Die großen Niederschläge verteilen sich auf 230 Tage; mithin hat jeder Monat durchschnittlich 19 Regentage und eine Regenmenge von 186 mm. Nach der Regenmenge zerfällt das Jahr in zwei Teile, deren regenreichster von Juni bis Oktober 5 Monate mit einer Regenmenge von 1259 mm umfaßt, in diesen Zeitraum fällt die offizielle Regenzeit vom 15. Juli bis zum 15. Oktober. Die Zeit von November bis Mai mit 7 Monaten ist die relativ trockenste Jahreszeit mit 973 mm Regenfall. Nach der Wärme zerlegt man diese Zeit in eine kühlere Jahreszeit (carême) von Dezember bis März und in eine heiße und trockene von April bis Juli. Da mit Sonnenaufgang die Temperatur ihre tiefste Abkühlung erreicht, so ist um jene Zeit die Nieder-

schlagsbildung am leichtesten und so fällt 56 % des Regens um 6 Uhr morgens, um 10 Uhr nur noch 14 %. Mit der Höhenzunahme steigt auch die durchschnittliche jährliche Regenmenge.

0 m	Fort Desaix (140 m)	Morne Éduard (349 m)	Camp de Balata (433 m)
2232 mm	3817 mm	2536 mm	3082 mm

Über die Art des Regenfalles sagt Bérenger-Féraud: „La pluie tombe à la Martinique sous forme de grain; elle commence brusquement, acquiert en moins d'une minute une intensité considérable, puis cesse parfois et même le plus souvent avec la même rapidité. Il est rare de voir l'eau du ciel tomber, comme en Europe, avec une tranquillité et une persistance égales pendant de longues heures."

Die Zeit der relativ größten Trockenheit wird für den Europäer sehr angenehm durch die stets wehenden Passatwinde abgekühlt. Als „kalte Winde" wehen sie in der Zeit von Dezember bis Mai von Nord-Osten, sie sind stets frisch und bringen Kühlung in der heißesten Jahreszeit. Sie herrschen fast ein Drittel des Jahres, durchschnittlich 115 bis 120 Tage. Die „lauen Winde" von Osten oder Süd-Osten herrschen in der zweiten Jahreshälfte vor, sie wehen durchschnittlich 170 Tage im Jahre. Am seltensten kommt der Wind von Osten her aus der karaïbischen See; diese Richtung trifft nur an 70 bis 80 Tagen des Jahres zu, dafür aber bringt diese Windrichtung die gefürchteten Hurricans oder Drehstürme. Glücklicherweise liegt Martinique etwas außerhalb der gewöhnlichen Sturmbahn; denn von 7 bis 8 Hurricans, die sich entwickeln, wird die Insel nur von einem betroffen, am häufigsten in der Zeit von August bis September. Ihr Eintreten kündigt sich einige Stunden vorher durch ein rapides Sinken des Barometers an; so fiel dies bei dem Sturme am 18. August 1891 abends 6—8 Uhr von 763 auf 729 mm,

während die gewöhnliche Schwankung zwischen 755 und 760 mm liegt. Der Sturm, von oft nur dreistündiger Dauer, ist im Stande, die Kulturarbeit langer Jahre mit einem Schlage zu vernichten. Als Gegenschlag der Drehstürme hat man die auffallende Erscheinung des plötzlichen Meeresschwalles (raz de marée) erklären wollen. Sie tritt besonders häufig in der Zeit von August bis November ein; während die Flutbewegung nicht über 40,5 bis 48,6 cm hinausgeht, erhebt sich um jene Zeit das Meer in einer hohen Flutwelle und stürzt über die flachen Ufer, um beim sofortigen Zurückfluten alles mit sich fortzureißen. Nur gegen Ende Oktober 1839 soll die Flutwelle die Westküste Martiniques einmal 14 Tage lang überflutet haben. Die Ansicht, daß diese Erscheinung auf Seebeben beruhe, erscheint wahrscheinlicher, zumal sie oft von Erdbeben begleitet ist.

d) Vulkanismus.

Die häufigen Erdbeben auf Martinique zeigen, daß die Grundlagen, auf denen die Antillenkette ruht, noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Durchschnittlich fallen in einem Jahre mehr wie 2 Beben vor; das heftigste am 10. bis 11. Januar 1839 vernichtete ganz Fort-de-France. Die besondere Stärke der Erschütterung in dieser Gegend scheint darauf zu deuten, daß die oben erwähnte Einsenkung der Bucht noch fortschreitet. Daß auch die eruptive Kraft noch nicht erloschen war, hatte in historischer Zeit der Ausbruch der Montagne Pelée im Jahre 1767 gezeigt, sowie ein leichter Aschenregen, der in der Nacht vom 5. auf den 6. August 1851 dem Pelé entstieg. Der Ausbruch war auf der Westseite des Berges bei den Quellen der Rivière Claire erfolgt, wo man 2 Krateröffnungen fand; Lava war nicht geflossen. Unterhalb waren noch mehrere Öffnungen in dem sogenannten

Etang Sec; von hier war die Asche 1851 ausgebrochen. Den alten Krater des Gipfels füllte der kleine Lac des Psalmistes, dessen Wasser im März des Jahres 1902 verschwunden war. Am 26. April bemerkte man in dem Etang Sec ein Brodeln und Aufstoßen von Gasen und die Bildung von 4 neuen Kratern. Von hier erfolgte am 5. Mai der erste Ausbruch; ein heißer Schlammstrom ergoß sich mit rasender Schnelligkeit durch das Tal der Rivière Blanche dem Meere zu und vernichtete auf seinem Laufe die Guérinsche Zuckerfabrik. Am 7. Mai fiel ein leichter Aschenregen, während die ganze Antillengegend von einem unterirdischen Grollen erdröhnte. Da, am 8. Mai morgens gegen 7 Uhr 50 Minuten, erhob sich plötzlich auf dem Gipfel des Pelé eine dichte, dunkle Wolke, die, mit leichter Asche untermischt, sich mit unheimlicher Schnelligkeit über das in der Luftlinie 8 km entfernte St. Pierre wälzte, unwiderstehlich alles in ihrem Laufe zu Boden werfend und vernichtend. In St. Pierre, das nach der Zählung 1901 = 26011 Einwohner hatte, wurde jedes Lebewesen vernichtet, ja die Schiffe auf der Reede erlitten bis auf eins das gleiche Schicksal. Weitere Ausbrüche erfolgten am 20. Mai und 6. Juni und mehrere im Juli. Am 30. August wurde auch das bisher verschonte und wieder bewohnte Morne Rouge (2000 Einwohner) zerstört. Auch in der Folgezeit dauerten die Ausbrüche noch an. Die Glutwolke, die sich über St. Pierre ergoß, war einem neuen 800 m weiten Krater auf dem Gipfel der Montagne Pelée entquollen und durch eine Lücke in der Kraterwand nach Süd-Westen abgeströmt. Die vernichtete Strecke bildete ein Dreieck, dessen Spitze der Mont Pelé ist, die beiden anderen Ecken liegen bei Carbet und nördlich bei der kleinen Insel La Perle. Der Aschenfall bedeckte 83 qkm, zerstört wurden eigentlich nur 21 qkm. Die

Ostseite des Pelé blieb fast ganz verschont, so die nur eine deutsche Meile vom Gipfel entfernte Zuckerfabrik Vivé, und nur daß St. Pierre in der Laufrichtung der Glutlawine lag, machte die Wirkung so furchtbar. Außer einigen geringen Laufänderungen in den Bächen durch die Aschenmassen, blieb die Topographie unverändert; die anfangs gemeldeten Senkungen des Meeresbodens erwiesen sich als Irrtum. Da die Kulturgrenze kaum über 250 m emporgeht, so war auch die Vernichtung der Plantagen nicht bedeutend, ja Mons. le Directeur de l'office Colonial schreibt mir gütigst, „les terres ont retrouvé aujourd'hui, grâce aux cendres volcaniques, une valeur supérieur à celle qu'elles possédaient autrefois." Im März 1903 hatte die rasche tropische Wucherung die Schäden der Vegetation schon bis auf einen Kreis von 1—2 km Radius um den Gipfel und die Streichrichtung nach St. Pierre verschwinden machen. Das seltsame Phänomen der Glutwolke, die wie ein schleichender Drache sich lautlos über das ahnungslose St. Pierre wälzte und ihre rapide Vernichtungskraft, sind noch ungeklärt. Das Abwärtssenken scheint auf Gase zu deuten, die spezifisch schwerer als die Luft sind. Nicht sicher gedeutet ist auch das wundersamste Gebilde des Pelé, ein steiler Kegel, der nach dem Ausbruche der Glutlawine auf dem Gipfel entstand. Wegner schreibt darüber: „Über den Wolken stand ein Gebilde, das eine entfernte Ähnlichkeit mit der kantigen Spitze des Matterhorns hatte, aber mit so außerordentlich viel steileren Wänden, daß man nicht begriff, wie es sich überhaupt halten und noch viel weniger, wie es entstanden sein konnte. – Auf der einen, der nördlichen Seite, mochte der Neigungswinkel seiner Gehänge etwa 70° betragen, auf der südlichen erschien es vollkommen senkrecht, wenn nicht überhängend. — Die Grundfläche erschien dem

Augenschein nicht größer als die des Eifelturmes.“ Dieser Kegel erhob sich zeitweise bis zu 300 m Höhe; während die Spitze abbröckelte, stieg er von unten immer von neuem, bis er nach der Regenzeit im September 1903 ganz zusammengestürzt war. An seiner Stelle erhob sich eine große Schuttmasse, die jetzt den höchsten Gipfel der Montagne Pelée bildet; de Latouche gibt als Höhe 1650 m an. Die Masse dieses cône bestand, wie man beim Abbröckeln sah, aus glühender Lava, die allmählich herausgepreßt an der Oberfläche rasch erkaltete und so konsistent wurde. Lacroix hält das Gebilde für einen gewaltigen Block andesitischer Lava, Heilprin für den herausgetriebenen Kern des Vulkans; auf einer ähnlichen Erscheinung soll der Peak von Fernando de Noronha östlich von Cap Branco beruhen, den schon Darwin als vulkanische Auspressung angesehen hatte, sowie der Puy de Dome in der Auvergne. Nachdem die Ausbrüche des Pelé nachgelassen haben, hat die Besiedlung St. Pierres und seiner Umgebung wieder begonnen, wobei die Behörden jede Verantwortung ablehnen. Reicher tropischer Pflanzenwuchs hat die Ruinen unter Grün und Blumen verdeckt, so daß man bei der Einfahrt in den Hafen nur üppige Landschaft sieht. An Einwohnern mag St. Pierre, nach Angabe der Office Coloniale, heute gegen 1000 zählen, so daß die Stadt wohl wieder zur Blüte heranwachsen kann. Hart war der Untergang dieser ältesten Gründung aber für das weiße Element auf der Insel, das in St. Pierre seinen Mittelpunkt hatte. Es waren alteingesessene Familien mit bedeutenden Vermögen, die hier untergingen. Nur der reiche Geldstrom, der aus der ganzen Welt den Betroffenen zufloß, hat den finanziellen Ruin Martiniques verhindert; aber auch so erlitt der Handel eine Einbuße von 25 %, die Einfuhr sogar von 40 %. Eine schwache

Auswanderung nach der Katastrophe ist durch Rückeinwanderung gehoben, so daß Martinique fast wieder seine alte Bevölkerungsziffer erreicht hat.

e) Flora und Fauna.

Die Vegetation der Insel Martinique zerfällt nach der Höhenlage in 3 Regionen. Die erste erstreckt sich vom Strande bis zu einer Höhe von 500 m. Sie ist die eigentliche Kulturzone der Insel, auf der sich der ganze Ackerbau entfaltet und die Bevölkerungsdichte bis zu 400 auf 1 qkm steigt. Fast $^4/_5$ aller Pflanzenarten sind in diesem Teile der Insel vertreten. Es folgt die Region des Urwaldes, der bis 800 und 1000 m an den alten Vulkanbergen sich emporzieht, nur im Osten reicht er unter 500 m hinab. Hier entfaltet die tropische Vegetation unter der gleichmäßigen Wärme und der reichen Niederschlagsmenge ihre ganze berückende Pracht. Ein poetischer Reiz liegt über diesem unberührten Walde, dessen lianenverknüpfte Stämme das Eindringen fast unmöglich machen. Die verschwenderische Fülle aller Pflanzenarten, die hier zum Lichte streben, oder im Schatten der hohen Urwaldriesen emporsprießen, reißt jeden Schilderer zur begeistertsten Sprache hin und macht das „Pays des revenants“ dem Besucher unvergeßlich. Staunend lauscht der Wanderer dem „bruit des torrents ou le murmure des ruisseaux se frayant une route malaisée, invisible, au fond des gorges pleines de verdure, comme des corbeilles. . . . Pas un chant d'oisseau, pas une chanson humaine, pas un tintement de clochette, pas un gémissement d'abre mordu par la hache, pas un bruit de feuille qui tombe.“ Lianen und Epiphyten gedeihen in großer Mannigfaltigkeit und in reichster Fülle finden sich hier: Orchideen, Rubiaceen, Bromeliaceen, Aroïdeen,

Cordiaceen, Malvaceen, und Lobeerbäume in 14 verschiedenen Arten. Die dritte Region endlich in einer Höhe über 1000 m (Montagne Pelée, Pitons de Carbet) zeigt auch noch eine üppige Moosdecke, aber die Bäume wachsen nur noch zu zwergartigem Gestrüpp empor. Lianen und Farne nehmen ebenso mit der Höhenlage ab und erstere fehlen über 1000 m ganz. Das Thermometer erreicht hier oben eine Durchschnittstemperatur von 12—14° C und zur kühlen Jahreszeit sind Nachtfröste nicht selten.

Über die Phaneorgamen hat systematisch R. P. Duss in den Annales de l'institut Colonial de Marseille gehandelt, der auf Guadeloupe beheimatet, Martinique aufs eingehendste studiert hat.

In der unteren Zone von 0—500 m finden sich, wie oben bemerkt, die meisten Pflanzenarten. Auf den vom Meere zeitweise überfluteten Riffen begegnet man den gewöhnlichen Arten von Pflanzen, wie sie unter dem Einflusse des Salzhauches entstehen, von grauer Färbung und festen, lederartigen Blättern. Es sind dies kleine Kräuter, wie Fimbristylis spadicea, Familie der Cyperaceen, sowie Philoxerus vermicularis. Einen ganzen Teppich bildet oft das Eisenkraut (Heliotropium currassaricum), sowie Sporobolus littoralis, das gutes Futter für Schafe und Pferde bildet. Auf den steil zum Meere abfallenden Felsen findet sich das „Schwarzholz" (Capparis Jamaicensis), dessen Stamm 60—80 cm Durchmesser erreicht und gutes Bauholz liefert.

Dort, wo das Wasser der Flüsse aus dem Innern ins Meer fällt, so besonders im Hintergrunde der Bucht von Fort-de-France, entsteht die eigentümliche Flora der Mangroven. Die meist vertretene Art ist Rhizophora Mangle. Das Holz ist weißlich und dient höchstens als Brennholz, die schwarze, glatte Rinde ist reich an Gerbstoff. Zwischen ihnen schlingen sich

zahlreiche Lianen. Ebenso wächst hier der unechte Olivenbaum (Dodonea viscosa), zur Drechselei verwandt wird das Holz von Thespesia populnea. Am Meeresufer wächst ferner der eigenartige Giftbaum Hippomane Mancinella aus der Familie der Euphorbiaceen, dessen Saft aus Rinde, Blättern und Früchten gleich giftig ist. Das Holz ist sehr hart, dauerhaft und leicht zu polieren. Beim Fällen müssen die Arbeiter vorher den Stamm ansengen, um ihm einen Teil des Saftes zu entziehen; denn schon während des Regens mitgerissene Safttröpfchen erzeugen Brennen der Haut. Vielfach zu Hecken verwendet wird Parkinsonia aculeata aus der Familie der Caesalpinen, die nach Martinique eingeführt wurden. Der schönste Baum der Antillen, Eriodendron anfractuosum, von gigantischer Höhe hat nur weiches Holz und ist zum Bauen vollständig unbrauchbar. Ziemlich selten ist Sideroxylon mastichodendron, dessen Holz in Wasser und Erde, wohl seines bittern Saftes wegen, unzerstörbar ist. Aus den duftenden Blüten von Mammea americana destilliert man l'eau de créole. Eßbare Früchte tragen Sapota Achras, Anona muricata und Crescentia Cujete. Die Frucht der letzteren, die Kalabasse, wird wenig genossen, sondern die kürbisartigen Früchte werden im Haushalte zu Gefäßen verwendet. Eine feine birnenförmige Tafelfrucht liefert Persea gratissima, Familie der Laurineen. Der Gummibaum (Dacryodes hexandra), dessen Stamm 1,60 m Durchmesser erreicht, liefert einen sehr aromatischen Saft, der beim liturgischen Gottesdienste Verwendung findet. Der ausgehöhlte Stamm diente den Eingeborenen früher als Kahn (pirogue), da das Holz von unzerstörbarer Dauer ist; dem gleichen Zwecke diente Icica heptaphylla, das jedoch seltener ist. An Palmen sind noch zu erwähnen die einen angenehmen Saft liefernde Sagus vinifera, sowie die stolzeste Palme der

Antillen, die Königspalme (Oreodoxa oleracea Mart.). Die jungen Spitzen bricht man aus und bereitet aus den zarten Blättern Salat (chou-palmiste).

Zur eigentlichen Volksnahrung dient Xanthosoma hastifolium, das darum wie Xanthosoma sagittifolium oder Chou-Caraïbe angepflanzt wird und den großen Kulturen sehr viel wertvollen Boden entzieht, so 1898/99 = 15652 ha bei einer Gesamtkulturfläche von 30202 ha. Unter diesen in Kultur befindlichen Hektar sind auch die mit anderen Nährpflanzen für die Bevölkerung bestellten Felder mit einbegriffen, so Manihot oder die Kassavestaude (Jatropha Manihot und M. palmata). Er wird in vielen Abarten gezogen die sich durch die Dicke der Wurzeln, ihren Reichtum an Stärkemehl sowie ihre zur Reife nötigen Zeit unterscheiden. Die Größe der Wurzeln nimmt mit der Zahl ab, sie werden zerrieben und der giftige Saft wird durch Erwärmen ausgetrieben; das zurückbleibende Mehl kommt unter dem Namen Cassava in den Handel. 1907 exportierte Martinique für 22869 fr davon. Ferner werden Ignamen oder Yamswurzel (Dioscorea alata L.) gezogen, daneben wird sie in den Arten Cayennensis und in der geschätztesten Dioscorea trifida gepflanzt. Die Batate (Ipomœa Batates Poir.) wird ebenso in mehreren Abarten gezogen. Die Batate mit weißer Wurzel ist die beliebteste. Sie enthält am meisten Zucker. Dazu wird in geringen Mengen Mais (Zea Mays L.) angebaut. Weizen und Hafer hatte P. Labat[1]) am Macouba zu pflanzen versucht, aber er hatte fast nur taube Ähren erhalten, und auch heute fehlen Getreidefelder auf Martinique. Über die für den Handel wichtigen Pflanzen werde ich bei der wirtschaftlichen Betrachtung sprechen.

Die Fauna ist auf Martinique in den höher entwickelten Arten wie überhaupt an größeren Säugetieren sehr arm. Die Vogelwelt ist ebenso ziemlich

[1]) Labat: Nouveau voyage aux Isles d'Amérique 1722.

klein und jedenfalls durch die menschliche Kultur noch mehr zurückgedrängt. Statt dessen sind die Reptilien in überraschender Anzahl entwickelt, vor allem die Plage der Insel, die Lanzettschlange (lachesis lanceolatus), hier fer de lance genannt nach dem dreieckigen Kopfe. Sie geht nördlich nicht weiter als bis zu unserer Insel, wo sie in solcher Menge auftritt, daß sie einst ihr Wappen zierte. Sie ist die giftigste Schlange, die wir kennen. Auf Guadeloupe fehlt sie vollständig. Aber trotz ihrer Gefährlichkeit hat man versucht, sie einzuführen wegen ihrer großen Feindschaft gegen die Ratten, die zu Tausenden die Zuckerrohrfelder verwüsten. 1883 starben an Schlangengift 100 Menschen, meist Neger, die in den Zuckerrohrfeldern arbeiteten. Dabei nimmt man gewöhnlich $^1/_{10}$ der Bißwunden für tötlich wirkend an. Fast jede Familie hat einen oder mehrere traurige Fälle in ihrer Mitte zu beklagen. Falls keine Schlagader getroffen wird und der Arzt, oder meist noch der Negerdoktor (panseur), zeitig kommt, ist Rettung möglich. Wirkt der Biß aber nicht tötlich, so hinterläßt er im günstigsten Falle gelähmte Gliedmaßen, während oft auch ein Herabsetzen der geistigen Fähigkeiten, ja sogar Blödsinn folgen kann. Dr. Rusz de Lavison hat 1859 in 2. Auflage eine „Enquête sur le serpent de la Martinique" veröffentlicht. Darnach scheinen die Schlangen an Zahl und Größe abzunehmen und heute trifft man keine mehr über 2 m lang (Abbildung bei Doflein). Nach der Färbung teilt man die Lanzettschlangen in 5 Arten, von denen die gelbe für die giftigste gilt, während die graue, erdfarbene besonders zahlreich vorkommt. Neuerdings hat man Manguste oder Mangous (Herpestes fasciatus), Verwandte des ägyptischen Ichneumons eingeführt, die unter den Schlangen wüten, allerdings aber auch unter dem Hausgeflügel und den Vögeln. Zudem vermehren sich die Ratten in

schauerlicher Weise. „Wieder ein Beispiel für die wichtige Rolle, welche die einzelnen Arten — mögen sie auch noch so schädlich erscheinen — im Gleichgewichtssystem der Naturmächte spielen.“[1]) Giftige Ameisen (matoutou-falaise), Skorpionen und Tausendfüßler sowie der Sandfloh (Sarcopsylla penetrans L.) sind weitere unangenehme Beigaben des üppigen Eilandes.

Die Vogelwelt bietet Wildbret als: Holztauben, Turteltauben, Regenpfeifer. An den Küstenklippen nisten verschiedene Mövenarten, Seeschwalben und der seltsam gestaltete Tropikvogel (Phaëton candidus Gray). Das Eigentümliche desselben sind zwei lange, dünne, weiße Federn, die, ihn bis um das Dreifache an Länge übertreffend, aus dem Schwanze hervorragen, und denen er den schönen kreolischen Namen paille-en-cul verdankt. Den Urwald beleben buntfarbige Kolibris und Fliegenvögel (Trochilidale minimus). In den Sümpfen des Südens finden sich viele Flamingos und ibisartige Vögel. Auf Martinique und Santa Lucia beschränkt sind die gelb und schwarzen Zuckervögel (Coereba martinicana), hier petits sucriers genannt. Therese von Bayern sah zahme Papageien vor den Negerhütten; nach Doflein sind keine mehr in den Wäldern vorhanden, obwohl es früher 6 Arten gegeben haben soll. Labat unterscheidet nur drei Spezis. Der sagenhafte Vogel Diablotin, den noch kein Mensch sah, dessen Nest man aber oft fand, wird wohl nur in der Einbildung der Neger leben. Affen kommen auf Martinique nicht vor. Wohl mag früher ein Neger solche mitgebracht haben, so daß gelegentlich Besucher der Insel solche sahen, aber einheimisch sind sie nicht. Endemisch ist die Hamstermaus mit kurzen, dicken Beinen (Megalomys pilorides). Sie erreicht die Größe

[1]) Doflein: Von den Antillen zum fernen Westen. Jena 1900.

eines Kaninchens. Die eßbare Landkrabbe (Gecarinus ruricola L.) oder Turulu wird von den Schwarzen als Leckerbissen gesammelt.

Während die Süd- und besonders die Südostseite der Küste, die sich sanft zur Atlantic absenkt und stets über 50 m bleibt, ganz mit Madreoporenbänken besät ist, die den Zugang sehr erschweren und teilweise unmöglich machen, ist die ganze West- und Nordküste frei von Korallen. Es scheint, daß die größere Tiefe der zur karaïbischen See sich absenkenden Küste und damit die stärkere Gezeitenbewegung, sowie das dadurch bewirkte Aufwirbeln der nach Norden und Westen abgeflossenen Tuffmassen die Bildung verhindert. Die seichtere und daher ruhigere Bai von Fort-de-France ist voll von Korallenriffen. In den Felsenlöchern hier fand Doflein die schönsten Seeigel (Echinoida), besonders Arten, deren Stachel ihre Körperlänge um das Acht- bis Zehnfache übertraf, von der Gattung Diodema. Wundervolle Schwämme fand er besonders im Süden in der Bucht von Ste. Anne. „Leuchtendes Ultramarin, Blau, Violett, Karminrot und Chromgelb wechselten hier." An Schnecken ist die Tritonschnecke bemerkenswert (Strombus gigas L.), deren mächtige Schalen den Negern als Signalhörner dienen. Auch werden viele Schildkröten gefangen. An Fischen fängt man besonders Haie und Thunfische, deren Größe oft die Boote der Fischer übertrifft. Obwohl aber der Fischfang ziemlich bedeutend ist, so genügt er doch dem Bedarf nicht, sondern beträchtliche Mengen Stockfisch werden von St. Pierre und Miquelon her eingeführt, so 1908 = 4 254 738 lbs. im Werte von 201 125 fr, wozu noch für 37 450 fr andere getrocknete Fische kamen.

IV. Bevölkerung.

Martiniques Blüte in wirtschaftlicher Beziehung im 17. und 18. Jahrhundert beruhte neben der Günstigkeit des europäischen Marktes auf der billigen Arbeitskraft, die ihm in den Sklaven zu Gebote stand. Wann die Einfuhr derselben nach der Insel begann, steht nicht fest, möglicherweise führten die 110 unter d'Esnambuc 1535 schon solche mit dorthin. Jedenfalls begann der Sklavenhandel schon sehr früh, da die Eingeborenen sich zur Plantagenarbeit durchaus untüchtig zeigten. Diese Eingeborenen waren Galibis oder Caraïben, die die Urbevölkerung der Ygneris vernichtend von Guyana her eindrangen. Columbus und seine Nachfolger haben alle nur möglichen Schlechtigkeiten neben der Menschenfresserei auf sie gehäuft. Merkwürdig war die Abplattung der Stirne, die sie bei den Neugeborenen mit Hilfe eines Brettes vornahmen. Ferner herrschte bei ihnen der Brauch der Couvade. Sie waren geschickt im Flechten von Hängematten (hamacs) und von zierlichen Körben, auch verfertigten sie hübsche Töpferwaren. Die Arbeit der Missionare hatte wenig Erfolg unter ihnen, um so mehr aber die Überlegenheit europäischer Waffen. Nach greulichen Kämpfen waren sie gegen 1650 auf Martinique vollständig vernichtet, so daß 1751 de Chanvalon sagen konnte, sie seien dort „seit langem" unbekannt. Die ersten Kolonisten auf Martinique stammten aus der Normandie. Bald aber öffnete man die neue Kolonie allen Flüchtigen und Verfolgten, so daß man 1664 schon 2200 Weiße und 2300 Farbige zählte. Die weiße Bevölkerung bestand vielfach aus dem Abschaum der Hafenstädte Dieppe,

St. Malo und le Havre; daneben kamen auch viele Adelige nach den Inseln und besonders nach Martinique. Für diese Insel allein hat man 150 adelige französische Familien namhaft gemacht. An Sklaven werden zu unserer Insel gegen 150000 gebracht worden sein. Um 1700 gibt P. Raynal die Gesamtbevölkerung auf 21670 Personen an, und zwar 6597 Weiße, 507 Mulatten und freie Neger und 14566 Sklaven. Die Kaffee- und Kakaokultur ließ die Bevölkerung stark emporschnellen, so daß sie 1738 auf 74000 Personen geschätzt wurde, wovon 14969 Weiße. 1769 ergab eine Zählung einen Zuwachs von 14670 Personen, aber gleichzeitig einen Rückgang des weißen Elementes auf 12149. Während 1738 auf 10 Weiße 38 Sklaven kamen, betrug das Verhältnis 1769 schon 10 : 61. Gleichzeitig erwuchs zwischen Weißen und Schwarzen ein neues Element, die Mulatten. Das heißfeuchte Klima und die Rechtlosigkeit der Schwarzen erzeugten eine große Laxheit der Sitten. Die Zahl der Konkubinen und Bastarde galt für den Weißen fast als Luxus. Der Code noir verbot in Artikel IX jede Ehe mit einem Schwarzen, allerdings auch den außerehelichen Verkehr, aber eine Durchführung letzteren Verbotes war natürlich unmöglich. So zählte man denn 1783 auf 10000 Weiße und 70000 Sklaven 4552 Freigelassene, die eben meist Mulatten waren. Ihre Zahl stieg von da ab von Jahr zu Jahr, und seitdem die Sklavenzufuhr aufgehört hat, ist die Vermischung der Rassen immer größer geworden, so daß auf Martinique diese Mischbevölkerung heute durchaus in der Überzahl ist. Von 1789—1815 zählte man im Durchschnitt 78527 Einwohner, wobei auf 1000 Personen 178 Weiße, 792 Sklaven und 30 freie Mulatten kamen. Unter letzteren war besonders das Überwiegen des weiblichen Teiles bemerkenswert, die $^3/_5$ ausmachte, während bei Weißen

und Negern die Männer überwogen. So ist auch eine starke Eigenvermehrung dieser neuen Rasse leicht gegeben. Das Dekret über die Aufhebung der Sklaverei 1848 betraf auf Martinique 63 % der Bevölkerung. Der Mangel an Arbeitern führte seit 1861 zur Einfuhr von indischen Kulis, wodurch in die Rassenmischung noch ein neues Element hineingeworfen wurde. Bis 1883 wurden 25509 Kulis eingeführt, von denen 1894 noch 5077 vorhanden waren. Seit nach Aufhebung der Sklaverei und Einführung des allgemeinen Stimmrechtes in den offiziellen Angaben kein Unterschied mehr in der Hautfarbe gemacht wird, ist es sehr schwer über das weiße Element bestimmte Zahlen zu erlangen. 1848 betrug die Gesamtbevölkerung 119893 Personen, von denen 9500 Weiße.

1883 = 167000 Einwohner.
1888 = 175391 „
1890 = 177052 „
1895 = 187692 „
1901 = 203781 „
1906 = 182024 „

Nach der Zählung von 1906 bestand die Bevölkerung aus:

58928 Männern,
60857 Frauen,
62239 Kindern unter 15 Jahren.

Das weiße Element wird dabei auf höchstens 3000 Personen geschätzt, andere nehmen nur 2 % an. Da eine Erneuerung aus dem Mutterlande nicht zu erwarten ist, so werden die Weißen auf Martinique bald geschwunden sein. Jetzt schon sind weiße Familien, die länger als seit 1860 im Lande sind, äußerst selten. Für sie ist auch das Leben wenig angenehm in dem politisch von der farbigen Bevölkerung, die mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechtes

jede Verwaltung, vom Dorfschulzen bis zum Senator, an sich gerissen hat, beherrschten Eilande. Wahl- und Fastnachtstage wühlen jedesmal die niedrigsten Instinkte auf. Da erschallen nach alten Negerweisen rasch improvisierte Lob- oder Spottlieder, und mit der größten Ausgelassenheit tanzt man die alten Negertänze, gegen die schon Labat vergebens ankämpfte. Über die Geburten stehen mir nur zwei Angaben zur Verfügung, danach betrugen sie:

1867 = 1788 legitime Kinder, 3040 illegitime
1880 = 1785 „ „ 3806 „

Also fast 4 illegitime Geburten auf 1 legitime. Wenn auch Zahlen fehlen, so wird das in den letzten Jahren auch nicht viel anders geworden sein.[1])

---

[1]) Sehr anschauliche wenn auch vielleicht etwas zu rosig gefärbte Genrebildchen von Land und Leuten gibt der bekannte engl. Schriftsteller Lafkadio-Hearn: Two Years in the French West-Indies, London 1890.

V. Wirtschaftsgeographie.

a) Wirtschaftspflanzen.

Der Plantagenbau war seit der Besiedelung Martiniques die einzige Grundlage seines Wohlstandes, und die Bodenkultur, wenn auch mit anderen, den Marktverhältnissen angepaßten Pflanzen, wird auch in Zukunft die Grundlage der Wirtschaftspolitik bleiben. Den größten Anteil am Handel und die größten Kapitalien nimmt seit Jahrhunderten die Anpflanzung und die Verwertung des Zuckerrohres (Saccharum officinarum L.) ein. Im Jahre 1639 wollte die Compagnie française des Isles d'Amérique durch Trezel, einen geborenen Holländer, die ersten Zuckerrohrplantagen anlegen lassen. Allein religiöser Fanatismus, Tretzel war Calviner, vielleicht auch kurzsichtige Wirtschaftspolitik der damaligen Tabakpflanzer verhinderte die Versuche. Erst 1654 pflanzten aus Brasilien vertriebene holländische Juden das erste Zuckerrohr und ein Jude Benjamin d'Acosta legte die erste primitive Zuckerpresse an; um deren Ausgestaltung und die Anlage von Wassermühlen erwarb der P. Labat sich besondere Verdienste. Während die englischen Kolonien nur Rohzucker erzeugen durften, gestattete Frankreich auch das Raffinieren. Da aber der Zucker nur nach Frankreich importiert werden durfte, so konnte dies den Zucker nicht alle verbrauchen und es trat schon um 1700 für die Antillen eine Zuckerkrisis ein. 1717 wurde die Wiederausfuhr gestattet und alle Abgaben erlassen, so daß französischer Zucker aus Westindien ganz Europa überschwemmte. Das ursprüngliche Zuckerrohr ist

seit 1787 zurückgedrängt worden, wo der Intendant Foullon d'Ecotier Zuckerrohr aus Tahïti, Batavia und Malabar kommen ließ. Seitdem wird auf Martinique das Rohr von Tahïti als das größte und zuckerreichste zumeist gepflanzt. Die Pflanzungen gedeihen am besten auf leichtem und tiefem Boden, der der Sonne stets ausgesetzt ist. In einer Höhenlage bis zu 300 m umziehen sie kranzförmig die ganze Küste. Während man früher das Zuckerrohr nur alle 3—4 Jahre neu pflanzte, verlangen heute die niedrigen Zuckerpreise eine stärkere Ausnutzung jeden Hektars, und die Abnahme der Eigennahrung des Bodens hat dahin geführt, daß man von demselben Rohre höchstens 2 oder 3 mal erntet. Die tropische Vegetation erheischt hohe Kosten, um die jungen Pflanzen vor Unkraut zu bewahren. Diese Reinigung muß fast alle Monate geschehen, sie geschieht gewöhnlich als Akkordarbeit. Die Preise hierfür führten 1900 und 1907 zu großen Streiken. Die Ernte findet von Januar bis Juni statt, worauf der Boden mit chemischem Dünger gedüngt wird. 1907 betrug die Zahl der bei der Erzeugung des Zuckerrohrs beschäftigten Arbeiter 28000; diese schwankt in den einzelnen Jahren nur wenig. Zuckerrohr wurde 1888 auf 23089 ha gezogen. Die niedrigen Zuckerpreise führten viele Pflanzer zum Bankerott, und 1895 zählte man nur noch 10116 ha. Seitdem ist die Anpflanzung wieder gestiegen und nimmt 1907 bei 40000 ha Kulturfläche mit 17000 ha fast die Hälfte des bebauten Landes ein. Ich gebe im folgenden eine Tabelle der Zuckererzeugung und Ausfuhr aus Martinique seit dem Vorabende der Aufhebung der Sklaverei. Eine größere Ausfuhrmenge in den letzten Jahren beweist keinen Gewinn für die Pflanzer; denn niedriger Zuckerpreis gleichzeitig konnte für sie gleichbedeutend mit Verlust sein.

	Erzeugung:	Ausfuhr:
1847 =	31 337 161 kg	19 242 079 kg
1850 =	15 068 980 „	8 545 310 „
1860 =	32 954 368 „	18 740 397 „
1870 =	38 313 873 „	18 423 218 „
1880 =	38 592 221 „	21 800 011 „
1884 =	49 370 054 „	17 186 012 „
1890 =	33 597 501 „	12 114 577 „
1892 =	19 528 124 „	7 444 156 „
1900 =	33 689 747 „	13 520 891 „
1901 =	29 468 313 „	15 728 081 „
1902 =	34 843 919 „	10 511 299 „
1903 =	29 035 622 „	8 987 696 „
1904 =	23 938 606 „	7 110 631 „
1905 =	30 188 765 „	11 692 849 „
1906 =	42 233 021 „	10 954 589 „
1907 =	36 924 073 „	9 496 445 „
1908 =	35 937 000 „	

Für 1908 blieben die ausgeführten Mengen fast dieselben, ein günstiger Markt aber brachte reicheren Gewinn als 1907.

Neben der Erzeugung von Zucker wird ein guter Teil der Ernte zur Rumdestillation verwendet. Man unterscheidet gewöhnlich Tafia und Rum. Ersterer hat nur lokale Bedeutung; denn es ist junger Rum, der, für Export nicht geeignet, nur im Lande getrunken werden kann. Exportiert wird der sogenannte Rhum Industriel, der besonders in St. Pierre hergestellt wurde. Der Untergang dieser Stadt war ein schwerer Schlag für die Ausfuhr, die von 144 644 hl 1901 auf 91 564 hl im folgenden Jahre sank. Seitdem haben die Zuckerfabriken die Herstellung von Rum selbst unternommen, die keine großen neuen Kosten verursacht, sondern die maschinellen Einrichtungen noch besser ausnützt. Dies gestattet dem Fabrikanten, je nach dem Stande der Preise mehr Zucker oder mehr Rum zu erzeugen.

Bis 1900 hatten die britischen Kolonien ihren ausgepreßten Zuckersaft (Melasse) fast ganz nach St. Pierre geführt, da erwirkten die Kolonisten 1900 einen Einfuhrzoll für diese. Die Folge war, daß auf den britischen Inseln eine eigene Rumfabrikation entstand und die Einfuhr fast ganz aufhörte. Eine Tabelle der Melasseeinfuhr zeigt, daß heute fast nur Guadeloupe solche nach Martinique einführt:

	Gesamteinfuhr		Ausfuhr aus Guadeloupe	
1899 =	123069 hl	= 2083859 fr	36076 hl	= 557375 fr
1901 =	39133 „	= 460285 „	27138 „	= 407071 „
1902 =	253 „	= 1144 „	3073 „	= 30705 „
1903 =	11915 „	= 91110 „	8630 „	= 129483 „
1906 =	15460 „	= 112937 „	10674 „	= 106740 „
1907 =	27005 „	= 198415 „	19154 „	= 186368 „

Gleichzeitig hat Guadeloupe seit der Zerstörung von St. Pierre mit der eigenen Verarbeitung seiner Melasse begonnen, und die Rumausfuhr dieser Insel ist von 27770 hl 1901 auf 79573 hl im Jahre 1907 gestiegen.

Für Martinique zeigen die Ausfuhrwerte seit dem Unglücksjahre 1902 ein allmähliches Steigen. Die Folgen der Katastrophe traten 1904 besonders schwer hervor, wo nur 69023 hl Rum exportiert wurden. Der englische Konsulatsbericht sagt zu dieser Zahl: „this is the smallest quantity exported for the last 27 years and shows a great falling-off from the figures of the „eighties“ and „ninties“, when from 2000000 to over 4000000 gallons where exported annually“.

1901 =	144644 hl	= 4273173 fr
1902 =	91564 „	= 2475183 „
1903 =	90683 „	= 3190207 „
1904 =	69023 „	= 2464264 „
1905 =	91560 „	= 3416166 „
1906 =	113457 „	= 4857198 „
1907 =	120031 „	= 5749869 „
1908 =	124665 „	= 6404350 „

Für 1908 blieb die ausgeführte Menge fast die gleiche wie 1907, erzielte aber mit dem Zucker zusammen eine Mehreinnahme von beinahe 1 800 000 fr.[1])

An Wert folgt in der Ausfuhr von Martinique hinter den Erzeugnissen des Zuckerrohrs der Kakao. Der Kakaobaum (Theobroma Cacao L.) wurde 1661 von Benjamin d'Acosta nach der Insel gebracht. Als 1727 ein Wirbelsturm die Pflanzungen vernichtet hatte, gewährte man den Kakaopflanzern Abgabefreiheit, um die Kultur wieder zu heben, so daß man 1789 auf der Insel 1134 ha mit diesem Baume bepflanzt fand. Man schätzt die Fläche, die für Kakaobau geeignet ist, auf 3—4000 ha, zur Zeit ist auch nicht die Hälfte dafür verwandt. Im 18. Jahrhundert war Basse-Pointe auf der Ostseite der Montagne Pelé das Zentrum der Kakaoplantagen, heute dagegen bevorzugt man die Westseite. So vernichtete der Ausbruch besonders diese Plantagen, was sich sehr empfindlich in der Ausfuhr bemerkbar macht. 1860 betrug die Anpflanzung nur noch 300 ha. Der Bau des Zuckerrohrs verbrauchte alles Land, Kapital und Arbeiter. Zur Hebung der Kultur gewährte die Verwaltung von 1894—1904 für jede Pflanze 0,50 fr, und seitdem ist die Anpflanzung bedeutend gestiegen. Man pflanzt die Sprößlinge in Entfernungen von 4 m, etwa 625 auf 1 ha. Da die Ernte erst nach dem 5. Jahre beginnt, so baut man zwischen den jungen Pflanzen, um wenigstens einige Erträge zu haben, Bananen und Manihot, die zugleich den nötigen Schatten spenden, bis die eigentlichen Schattenspender, wie Mangifera indica und Artocarpus incisa oder Brotfruchtbaum, groß genug sind. Immerhin bedarf es zur Anpflanzung eines beträchtlichen Kapitals; denn erst im achten Jahre deckt der Ertrag die Unkosten, die man bis da auf 5000 fr pro Hektar berechnet. Seit

[1]) Bulletin de l'Office Colonial No. 17, Mai 1909.

1904 ist die Ausfuhr im fortwährenden Steigen und sie erreichte 1907 fast wieder die Werte des Jahres 1900.

1900	=	731 375	kg =	1 304 011 fr
1901	=	688 090	„ =	880 200 „
1902	=	435 462	„ =	714 390 „
1903	=	333 637	„ =	483 171 „
1904	=	318 922	„ =	427 535 „
1905	=	459 629	„ =	597 535 „
1906	=	472 847	„ =	757 685 „
1907	=	502 789	„ =	1 262 774 „
1908	=	528 536	„ =	1 135 150 „

Diese drei Erzeugnisse des Plantagenbaues, Zucker, Rum und Kakao, sind die einzigen, auf denen zur Zeit der Handel Martiniques beruht. Daneben kommen noch einige andere Bodenerzeugnisse, die heute nur einen ganz geringen Teil der Ausfuhr ausmachen, die aber bei der finanziellen Krisis, in der Martinique infolge des niedrigen Zuckerpreises schwebt, für die Zukunft seine Wiedergeburt begründen dürften. Zur weiteren Ausbreitung geeignet erscheint besonders der Kaffeebaum (Coffea arabica L.), der schon im 18. Jahrhundert auf Martinique in hoher Blüte stand. 1714 hatte die Stadt Amsterdam einen Strauch Ludwig XIV. zum Geschenk gemacht, der ihn in seinen Treibhäusern zu Paris vervielfältigen ließ. Von dieser Pflanze erhielt der Leutnant Desclieux 1723 zwei Setzlinge zum Geschenk. Auf der Überfahrt ging ihm trotz großer Pflege eine Pflanze ein. Als Wassermangel eintrat, teilte er seine schmale Ration mit der noch übriggebliebenen und brachte sie glücklich zur Insel. Der Setzling wurde bei Prêcheur gepflanzt und gedieh so schnell, daß man 1726—32 schon ernten konnte. Aus dieser einen Pflanze hat sich dann die blühende Kaffeekultur der Antillen im 18. Jahrhundert entwickelt. Desclieux, ein normannischer Edelmann, soll nach den einen im

Elend gestorben sein, nach einer Fußnote bei de Candolle scheint dies jedoch nicht der Fall zu sein. Nach Beschluß vom 20. pluviôse des Jahres XI. sollte ihm in St. Pierre ein Denkmal errichtet werden. Besonders verbreitet war die Kaffeekultur in der Gegend des Vauclin, am geschätztesten war der Kaffee von Lamentin. Die Ausfuhr betrug 1788 gegen 3 334 000 kg. Durch das Aufkommen anderer Kaffeelieferanten, sowie einseitige Ausnutzung des Bodens zur Zuckerrohrpflanzung ging der Ertrag immer mehr zurück. 1820 wurden nur noch 958 312 kg ausgeführt und 1845 war die Ausfuhr sogar bis auf 93 827 kg gesunken. Man suchte die Anpflanzung neu zu beleben, aber der alte Kaffeebaum erwies sich immer weniger widerstandsfähig und nach Siemiradzki ist auch die Anpflanzungsmöglichkeit besonders im südlichen Teil der Insel zurückgegangen. Nach ihm hat die Waldvernichtung in dieser Gegend die Humusschicht zerstört und damit gleichzeitig Wassermangel erzeugt. Um 1870 führte man den kräftigeren Kaffeebaum aus Liberia ein (Coffea liberica Hiern.), und 1882 zählte man wieder 693 ha Kaffeepflanzungen mit einer Jahresproduktion von 230 000 kg. Die Konkurrenz des brasilianischen Kaffees drückte aber den Wert sehr herunter, bis die letzten Jahre infolge der Zuckerkrisis erneut diese Kultur belebten. Trotzdem sind heute erst 300 ha damit bestanden. Wie für den Kakaobaum gab man 1894—1904 auch für den Kaffeebaum eine Prämie von 0,50 fr. Der am Vauclin, Rivière-Pilote, Saint-Esprit und bei Trois-Ilets gezogene Kaffee gilt als der beste der Welt, ist aber kaum bezahlbar. Da Martinique fast 20 mal soviel Kaffee ein- wie ausführt, so besagt eine Ausfuhrstatistik dieses Artikels sehr wenig. Die geringen Mengen, die ausgeführt werden, hindern nicht, daß man in ganz Frankreich café martinique trinkt.

1882	=	26 356 kg	=	48 717 fr.
1901	=	4 496 „	=	11 668 „
1902	=	4 183 „	=	7 684 „
1903	=	1 017 „	=	2 127 „
1904	=	1 499 „	=	3 108 „
1905	=	809 „	=	1 674 „
1906	=	13 267 „	=	14 709 „
1907	=	3 903 „	=	7 780 „
1908	=	14 326 „	=	11 275 „

Während Kaffee- und Kakaobaum in den ersten drei Jahren Schutzpflanzen, wie Banane und Manihot, benötigen, spenden sie selbst nach dieser Zeit genügend Schutz, um die Vanille (Vanilla planifolia) prächtig gedeihen zu lassen, ohne dabei viele Kosten zu verursachen. Sie wurde erst gegen 1847 von Mexiko her eingeführt, aber in nur sehr geringen Mengen gezogen. Erst die letzten Jahre zeigen mit der Ausbreitung des Kaffee- und Kakaobaumes auch eine ständige Steigerung der Vanilleausfuhr. Die vulkanische Asche des Bodens ist für Vanillekultur besonders geeignet.

1900	=	273 kg	=	13 284 fr.
1901	=	226 „	=	2 260 „
1902	=	500 „	=	4 755 „
1903	=	366 „	=	12 091 „
1904	=	317 „	=	5 094 „
1905	=	301 „	=	5 806 „
1906	=	623 „	=	6 003 „
1907	=	942 „	=	14 240 „
1908	=	3 802 „	=	38 575 „

Der Tabak (Nicotinum tabacum), mit dessen Pflanzung einst die Kultur auf Martinique begann, ist heute fast ganz geschwunden. Wohl haben die Kreolen für ihren Bedarf noch einige Pflanzen, aber als Handelsgegenstand ist er hin. 1883 wurde Tabak nur noch auf 5 ha gezogen, und zwar im Norden der Insel bei Bourg de Macouba. Der größte Teil wird in Form

von „tabac en poudre“ genossen, den die „negresses se fourrent dans la bouche à l'aide d'une brosse à dents.“[1]) Ebenso ist der Anbau von Ingwer (Amonum Zingiber) und von Baumwolle (Gossypium) geschwunden. Letztere Kultur hatte während des amerikanischen Sezessionskrieges einige Ausdehnung erlangt, so daß von 1861—65 gegen 11 886 Pfund im Werte von 15 219,88 £ ausgeführt wurden. Die neueren Anpflanzungsversuche im Jahre 1905, infolge deren man 1907 = 5 kg ausführen konnte, werden wohl Versuche bleiben, da der Boden von Martinique für Baumwollpflanzungen nur sehr wenig günstiges Areal hat. Besseren Erfolg dagegen verspricht die ebenfalls in den letzten Jahren unternommene Anpflanzung von Bananen, Orangen und Zitronen, sowie gleichzeitig eine Neubelebung der Ananaskultur. Besonders letztere Frucht und die Banane können in Zukunft ein gewinnbringender Ausfuhrartikel werden, da die Compagnie Générale Transatlantique ihre Schiffe mit Kühlräumen eingerichtet hat, und so eine Verfrachtung in natürlichem Zustande ermöglicht ist. Ananas, die bis 1906 als Konserven ausgeführt wurde, ist mit 1907 aus der Ausfuhr geschwunden, wird aber in den nächsten Jahren wohl wieder erscheinen.[2]) Die Entwicklung der Bananenausfuhr zeigt folgende Statistik:

1905	=	553 kg	=	78 fr
1906	=	566 „	=	91 „
1907	=	20 529 „	=	1 500 „
1908	=	128 330 „	=	5 125 „

Für die gleichen Jahre ergibt die Ausfuhr in Orangen und Zitronen folgende Werte:

1905	=	409 kg	=	45 fr
1906	=	286 „	=	61 „
1907	=	1 430 „	=	236 „

[1]) Lombard(t): in Revue scientifique 1884/85.

[2]) Nach Diplomatic and Consul-Reports 1909 betrug die Ausfuhr 1908 = 10 550 kg.

Daneben nimmt in der augenblicklichen Ausfuhr einen, in den letzten Jahren allerdings stets sinkenden, Wert die Cassie (Cassia fistula) und die Samen des zu Parfümerien verwendeten Bisamstrauches (Hibiscus abelmoschus) ein:

Bisam		Cassie	
1904 = 21 572 kg	= 13 772 fr	35 964 kg	= 9 501 fr
1905 = 12 636 „	= 13 372 „	112 192 „	= 39 425 „
1906 = 4 340 „	= 2 642 „	98 010 „	= 36 276 „
1907 = 3 302 „	= 1 205 „	75 070 „	= 22 869 „
		108 035 „	= 40 125 „

An Holzwaren führte Martinique bisher nur wenig aus, obwohl in seinen Urwäldern bedeutende Vermögen stecken. Eine gesunde Verwaltung der Holzbestände könnte für die Einkünfte der Regierung von großem, dauerndem Nutzen sein. Die einzige Ausfuhr von Blauholz (Haemathoxylon Campechianum), die zeitweise hohe Werte ausmachte, sinkt infolge der Verwendung chemischer Farbstoffe immer mehr.

1890 =	1 082 633 kg	=	107 771 fr
1895 =	2 234 365 „	=	162 074 „
1900 =	357 410 „	=	29 458 „
1905 =	104 775 „	=	6 236 „
1906 =	16 630 „	=	178 „
1907 =	9 079 „	=	102 „

An Holz für Kunsttischlerei wurden die folgenden Werte exportiert:

1882 =	23 500 kg	=	6 345 fr
1900 =	3 214 „	=	580 „
1902 =	4 230 „	=	1 425 „
1905 =	1 240 „	=	590 „
1906 =	20 520 „	=	8 250 „
1907 =	12 542 „	=	4 060 „

Angaben über den Viehbestand Martiniques fehlen durchaus und eine Statistik hat, wie die Kolonial-

Abteilung freundlichst mitteilt, bisher nicht stattgefunden. An Schlachtvieh (Rinder, Kühe, Schweine, Schafe, Ziegen) scheint die Insel genügend zu haben, da sie 1908 für 20000 fr. davon ausführte. An Zugtieren aber ist sie auf die Einfuhr angewiesen; es sind besonders Maultiere aus der Union, dazu kommen noch Pferde und Esel aus Brasilien und Argentinien.

Der Fischfang, dessen Ertrag man auf jährlich 1500000 fr schätzt, bringt einen guten Teil der Volksnahrung auf. Er ist aber nicht im Stande das Bedürfnis nach Fisch zu befriedigen. Neben gesalzenem Fleische werden von St. Pierre und Miquelon beträchtliche Mengen Stockfisch eingeführt.

Was Mineralien betrifft, so soll auf Martinique Kupfer vorkommen, aber die geologische Untersuchung ist noch soweit zurück, daß die Angabe zweifelhaft bleibt. Industrielle Verwendung finden nur die Liparite bei Trois-Ilets zur Töpferei und besonders zur Dachziegelbrennerei. Sodann liefern einige Steinbrüche das Material zu den Bauten auf der Insel.

b) Gesamthandel und Finanzen.

Die Einfuhr[1]) der Insel Martinique verteilt sich auf die verschiedensten Bedürfnisse. Einen besonders hohen Wert nehmen dabei die Kohlen ein, die aber meist wieder ausgeführt werden, da sie nur in Fort-de France für die Schiffe der Compagnie de Générale Transatlantique lagern. Bedeutend sind auch die Werte für Chemikalien und Maschinen für die Zuckerindustrie. An geschnittenen Hölzern wurden 1908 für 742505 fr im Gewichte von 6336023 kg eingeführt. Dazu kommen große Mengen Reis, Mais, Kaffee und Tabak.

[1]) Eine sehr detaillierte Tabelle der Gesamteinfuhr der Jahre 1906—1908 gibt der englische Konsulatsbericht von 1909.

Mehr wie die Hälfte der Einfuhr kommt aus Frankreich (1908 = 52,5 % der Einfuhr) und diesem folgt sofort die Union. Für die 3 letzten Jahre verteilt sich die Einfuhr folgendermaßen:

	1906	1907	1908
	£	£	£
Frankreich	339 277	350 671	323 155
Vereinigte Staaten	193 715	217 007	210 888
England	38 212	32 270	43 304
Französ. Kolonien	19 403	24 094	23 142
Britische „ in Amerika	8 972	6 252	11 871
Andere Länder	1 737	11 308	2 462
Gesamt-Einfuhr	752 485	759 889	831 404

Die Ausfuhr von Martinique geht infolge der Zollgesetze fast ganz nach Frankreich (1908 = 91,5 % der Ausfuhr). Daneben empfingen 1908 die französischen Kolonien noch 4,2 % der Ausfuhr unserer Insel. Die restierenden 4,3 % verteilten sich auf andere Länder.

Die Entwicklung des Gesamthandels seit Aufhebung der Sklaverei zeigt folgende Tabelle:

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamthandel
	£	£	£
1848	14 173 859	14 788 356	28 962 215
1882	28 376 660	38 992 741	67 366 401
1886	23 735 026	20 379 808	44 114 834
1901	26 423 431	23 323 737	49 747 168
1902	19 111 972	16 251 658	35 363 630
1903	20 389 568	15 104 073	35 493 641
1904	14 987 791	12 645 521	27 633 312
1905	14 759 172	18 069 422	32 728 594
1906	14 907 882	18 812 130	33 720 012
1907	15 940 039	18 997 221	34 937 260
1908	15 363 285	20 785 091	36 148 376

Es ergibt sich hieraus, daß Martinique bis zum Jahre 1882 in seinem Gesamthandel durchaus günstig gestellt war, indem es ihn gegen 1849 verdoppelte. Dann aber brachte die Zuckerkrisis bis zum Jahre 1886 einen raschen Niedergang, der auch in der Folgezeit trotz kurzer Steigerungen andauerte. Da kam der Ausbruch des Pelé (1902) und die Aufhebung der Zuckerprämie (1904), die eine schwindelige Spekulation und schwere Zahlungseinstellungen im Gefolge hatte. So kam es, daß der Handel des Jahres 1904 ungünstiger abschloß als 1848 nach Aufhebung der Sklaverei. Die Zahlen für die Jahre 1902—03 würden noch ungünstiger sein, wenn sie nicht durch die Einfuhr von Baumaterialien und Lebensmittel nach dem Vulkanausbruch erhöht wären. Seit 1904 macht sich dank der guten Zuckerpreise ein Steigen des Gesamthandels dauernd bemerkbar, der 1908 eine Steigerung um 1 787 870 fr zeigt in der Ausfuhr, während gleichzeitig die Einfuhr gegen das Vorjahr um 576 754 fr zurückblieb.[1]) Es ist dies die Folge der über Martinique des gelben Fiebers wegen verhängten Quarantäne.

Dank des Reichtums seiner Pflanzer ist die finanzielle Lage von Martinique noch ziemlich befriedigend. Seine Schuldenlast ist gegen die von Guadeloupe verschwindend klein. Die nach dem Wirbelsturme des Jahres 1891 von Frankreich vorgestreckten 3 000 000 fr sind 1908 getilgt worden. Als einzige Schuld bleiben 1 100 000 fr, die der Insel vom Crédit algérien geliehen wurden. Bei einer jährlichen Rückzahlung von 96 276 fr wird diese Summe 1924 gelöscht sein. Martinique kann also für seine Verbesserungspläne, Bau einer Bahn von Grande-Rivière nach Trinité, Hafenverbesserungen in Fort-de France, deren erste Kosten man auf 6 000 000 fr

[1]) Der Einfuhrausfall besteht fast nur in Kohlen, da während des Fiebers die Schiffe der Comp. Génér. Transatl. auf Santa Lucia solche einnahmen.

schätzt, Kredite in Anspruch nehmen. Die Verschuldung der Gemeinden beläuft sich insgesamt auf 2085973 fr, für deren Tilgung jährlich 186818 fr aufzubringen sind. Der Rückgang der Insel prägt sich am deutlichsten in dem jährlichen Budget aus. Während 1899 die Ausgaben noch in der Höhe von 6994256 fr den Einnahmen mit 7821859 fr gegenüberstanden, ist es, trotz der durch das Finanzgesetz von 1900 geschaffenen Lage, wonach die Kolonien ihre Zivilauslagen selbst aufzubringen haben und je nach ihren Finanzen einen Teil ihrer militärischen Auslagen, gelungen, durch Einschränkung der Ausgaben ein Defizit zu vermeiden. Das neue Gesetz legte Martinique jährlich 1000000 fr Mehrausgaben auf, denen für die Übergangszeit eine Unterstützung des Mutterlandes gegenübersteht.

Jahr	Einnahmen	Ausgaben	Zuschuß des Mutterl.
1901	6898518 fr	6883102 fr	618000 fr
1902	5404487 „	5373457 „	500000 „
1903	5637044 „	5453742 „	499000 „
1904	5154615 „	5095713 „	470000 „
1905	4804016 „	4575306 „	420000 „
1906	4562400 „	4562400 „	390000 „
1907	4749970 „	4749970 „	285000 „
1908[1])	4616600 „	4616600 „	140000 „

c) Zuckerfrage.

Dieser finanzielle Tiefstand ist die Folge der einseitig betriebenen Zuckerkultur. Ehe diese Industrie keine besseren Erträge abwirft oder die Pflanzung von Zuckerrohr nicht durch eine andere abgelöst wird, ist an eine Hebung des Wohlstandes kaum zu

[1]) Voranschlag.

denken. Die außerordentlich gesteigerte Zuckerproduktion der letzten Jahre, die nachstehende Tabelle[1]) veranschaulicht, drückte den Preis so tief herunter, daß er oft für Martinique die Herstellungskosten nicht deckte.

Jahr	Rübenzucker	Rohrzucker	Gesamtproduktion	Preis 88° Zucker	
				Maximum	Minimum
1881	1 809 000 t	2 046 000 t	3 855 000 t	61,12 fr	52,50 fr
1891	3 450 000 „	2 785 000 „	6 235 000 „	39,07 „	33,19 „
1901	6 846 000 „	3 937 000 „	10 783 000 „	25,02 „	18,82 „
1905	7 240 000 „	4 772 000 „	12 012 000 „	40,01 „	20,22 „
1906	7 138 000 „	4 888 000 „	12 026 000 „	24,59 „	20,01 „
1907	6 751 000 „	4 738 000 „	11 489 000 „	25,81 „	22,95 „
1908	—	—	—	29,38 „	25,74 „

Es zeigt sich mithin, daß die Zuckerfabrikation von 1881—1906 sich fast vervierfacht hat. Der Preis des 88° Zuckers, der für die Preisbérechnung des Zuckers von Martinique zu Grunde gelegt wird, zeigte bis 1904 ein stetes Fallen. Die Spekulation infolge der Aufhebung der Ausfuhrprämien ließ die Preise 1905 stark schwellen, aber für die letzten Jahre ist bei Abnahme der Gesamtproduktion eine merkliche Preissteigerung wahrzunehmen. Nach 1884 berechnete man auf Martinique die Herstellungskosten einer Tonne Zuckerrohr auf 19,20 fr, die Erzeugung des raffinierten Zuckers auf 32 fr für 100 kg. Den Zucker setzte man mit 70° an und nahm als Grundlage zur Preisberechnung einen französischen Zucker von 88° an, so daß $\frac{70}{88}$ des Standes des 88° Zuckers minus Transportkosten (5 fr für 100 kg) den Preis ausmachen sollte. Durch Gesetz vom 29. Juli 1884 gewährte Frankreich seinen Kolonien aber noch einen „déchet de fabrication"

[1]) Nach Dupontès: Les petites Antilles, Paris 1909.

nnd eine „détaxe de distance“ von 12 %. So betrug also der Preis des Zuckers, falls der 88° auf 40 fr stand, $\frac{70}{88}$ von 40 = etwa 35 fr—5 fr (Transportkosten) + 4,80 fr (12° Erlaß) = 34,80 fr. Es mußte also oft eintreten, daß der auf 32 fr berechnete Herstellungspreis nicht erreicht wurde, die Ernte also vergebens gewesen war. Nach neueren Berechnungen stellten sich die Kosten auf 28 fr und diese sind durch geschickte Ausnutzung der Arbeitskräfte und Anwendung der neuesten Maschinen noch um $\frac{1}{3}$ herunter zu drücken. Bei der Annahme von 28 fr, bezahlt die Zuckerfabrik für 1 Tonne Zuckerrohr 16,80 fr aber nur bei guten Zuckerpreisen, d. h. wenn der 88° Zucker nicht unter 35 fr in Paris sinkt. Steht der Preis tiefer, etwa 30 fr, so zahlen die Fabriken nur 14,75 fr; ergibt sich aber ein Überschuß, so wird zunächst dieser Unterschied zwischen 16,80 fr und 14,75 fr ausgeglichen. Bei höheren Zuckerpreisen gehen 3 % der Überschüsse vorab an die Aktionäre, der Rest wird zu gleichen Teilen zwischen ihnen und den Pflanzern geteilt. Es ergibt sich hieraus eine sehr enge Wechselbeziehung zwischen Pflanzer und Verarbeiter. Die Brüsseler Zuckerkonvention hob 1904 jede Ausfuhrprämie auf, was den Pflanzern je nach den Zuckerpreisen einen Ausfall von 3,50—4,50 fr ausmacht. Nur die „détaxe de distance“ von 2,50 fr blieb bestehen. Seit 1904 hat ein gesundes Steigen des Zuckerpreises begonnen, so daß der für die Deckung der Herstellungskosten berechnete Preis von 31 fr Paris erreicht wird; denn nehmen wir 1908 als Durchschnittspreis des Zuckers 88° = 27,56 fr, so ergibt $\frac{70}{88}$ von 27,56—5 fr (Transportkosten) + 2,50 fr (détaxe de distance) 32,15 fr. Immerhin bleibt der Gewinn gering und für den Wohlstand der Insel ist das stete Schwanken der Zuckerpreise nicht günstig. Nur ein verhältnismäßig kapitalkräftiger Pflanzerstand

hat Martinique bisher vor der starken Verschuldung bewahrt, die Guadeloupe drückt. Am 31. Dezember 1907 war aber immerhin die Ernte mit 2 529 414 fr von der Bank von Martinique belastet. Eine Besserung ist, wie schon oben gesagt, nur durch Ermäßigung der Herstellungskosten oder durch Wechsel der Pflanzung abzusehen.

Literatur.

Die ältere Literatur über die Antillen führt Dampierre, Jacques de an, in: Essai sur les sources de l'histoire des Antilles françaises (1492—1664). (Mémoires et documents publiés par la Société de l'Ecole des Chartes VI.) Paris 1904.

Annales de Géogrophie, tome XI[e], 15. juillet 1902; tome XIV[e] 1905.

d'Avrainville: Exposé de la Situation de la Martinique en 1875 (Revue maritime et coloniale, Paris 1876).

Branner, J. S.: Is the Peak of Fernando de Noronha a volcanic plug like that of Mont Pelé? (Americ. Journal of Sciences 1903.)

Brouc: Recherches statistiques sur quelques points de l'état civil et de l'histoire médicale de l'île de Martinique (Annales d'hygiène; Paris 1837).

Bulletin de l'Office Colonial, No. 17, Mai 1909.

Candolle, Alph. de: Origines des Plantes cultivées, Paris 1883.

Chanvalon, Thibault de: Voyage à la Martinique, Paris MDCCLXIII.

Coeur-Créole (C. L. L.): Saint-Pierre-Martinique. Annales des Antilles françaises . . . illustré de 60 gravures — Paris 1905.

Dampierre (s. oben).

Deckert: Über die westindischen Vulkanausbrüche. (V. Ges. D. Naturforscher und Ärzte, 75. Vers., Kassel 1903.) Leipzig 1904.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik 1905, 1907, 1908.

Diplomatic und Consular Reports: Rep. on the French Colonies, London 1900—1909.

Doflein, Franz: Von den Antillen zum fernen Westen. Jena 1900.

Dressel, Ludwig, S. J.: Die Vulkanausbrüche auf den Antillen. (Frankfurter Zeitgem. Broschüren, 15. März 1903.)

Dupontès, P. Chemin: Les petites Antilles, Études sur leur évolution économique, Paris 1909.

Duss, R. P.: Flore phanérogamique des Antilles (Martinique, Guadeloupe). (Annales de l'institut colonial de Marseille 1897.)

Du Tertre, P.: Histoire générale des Antilles, 1667—71, III. tomes.

Encyclopaedia Britannica.

Fischer, Alfr.: Die Hurricans oder Drehstürme Westindiens. (Peterm. Mitteilungen, Ergänzungsband XXXIV.)

Geographische Zeitschrift, herausgegeben von Hettner, 1896, 1901, 1903, 1908.

Heilprin, Angelo: The Eruption of Pelé, Philaldelphia 1908.

Hill, R. T.: in (National Geographic Magazine XIII. 1902.)

Jmmelles, Henri: Les Cultures coloniales (1900).

Kohl, J. G.: Die beiden ältesten Generalstabskarten von Amerika 1527 und 1529; Weimar 1860.

Kölnische Zeitung: Nr. 367, 371, Mai 1902.

Kretschmer: Festschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1892. (Vierhundertjahrfeier der Entdeckung Amerikas.)

Labat: Nouveau Voyage aux Isles d'Amérique 1722.

Latouche, de Pellerin de: Les Antilles françaises; Supplément au no 17 (Mai 1909) du „Bulletin de l'Office colonial".

La grande Encyclopédie.

Levasseur: La France avec ses colonies, Paris 1881, S. 991 ff.

Lombard(t), M. F.: La Martinique et les erreurs des géographes (Revue scientifique 1884/85).

Margry, P.: Les Seigneurs de la Martinique (Revue marit. et col. 1878).

Meignan, Victor: Aux Antilles, Paris 1878.

Meinicke, E.: Versuch einer Geschichte der Europäischen Kolonien in Westindien, Weimar 1831.

Meteorologische Zeitschrift, herausgegeben von Jul. Hann. 1883, 1891, 1896, 1902.

Monchoisy: Les Antilles françaises (Revue des deux Mondes, LXIII[e] tome 1893.

Nouveau dictionnaire de Géographic Universelle, Paris 1884.

Pardon: La Martinique depuis sa découverte jusqu'à nos jours, 1 vol. Paris 1877.

Rein, J. J.: Geographische und Naturwissenschaftliche Abhandlungen, Leipzig 1892.

Petermanns Mitteilungen, herausgegeben von Supan, Gotha.

Rey: Etude sur la Colonie de la Martinique (Revue marit. et colon. 1881).

Saint-Yves: Les premiers relations entre les Antilles françaises et les Antilles anglaises (Bulletin de géogr. hist. et déscript. 1902).

Sapper: Ein Besuch auf Martinique (Zentralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1903).

Siemiradzki, J.: Die geognost. Verhältnisse der Insel Martinique. Dissertation, Dorpat 1884.

Spencer, J. W.: On the geological and physical development of Antiqua (Quater-Journal Geol. Soc. LVII. 1901.)

Statesman's Yearbook, London.

Stübel: Martinique und St. Vincent, Leipzig 1903.

Supan: Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien, 1906.

Therese von Bayern: Reisestudien aus dem westl. Südamerika, Berlin 1908.

Vignon, Louis: Les Colonies françaises, Paris 1886.

Wegner, Georg: Reisestudien im westindischen Mittelmeere, 2. Aufl. Berlin 1904.

Lafkadio-Hearn: Two Years in the French West-Indies, London 1890.

Karte: Carte Générale de la Martinique; Dépôt générale de la Marine 1831, Corrections 1868, 1877, 1879, 1885, 1893.

Hann, Jul.: Handbuch der Klimatologie, Band II., Stuttgart 1910.

Vita.

Geboren wurde ich, Paul Werner, katholischen Bekenntnisses, am 14. Mai 1885 zu Dahlerau, Bezirk Düsseldorf, als Sohn des Werkmeisters Albert Werner und seiner Gattin Julie, geb. Schmitz. Nach vierjährigem Besuche der Volksschule ging ich 1896 zur Rektoratsschule in Radevormwald über. Von hier kam ich Ostern 1900 zur Obertertia des königlichen Gymnasiums zu Neuß. Diese Anstalt verließ ich Ostern 1905 mit dem Zeugnis der Reife. Herbst desselben Jahres wurde ich in das Album der kath.-theologischen Fakultät zu Bonn eingetragen. Im Wintersemester 1906/07 aber wurde ich Mitglied der philosophischen Fakultät und widmete mich dem Studium der Germanischen, Romanischen und Englischen Philologie und der Geographie. Das Rigorosum bestand ich am 2. März 1910.

Meine akademischen Lehrer in Bonn waren die Herren Dozenten:

Barat, Brandt, Bülbring, Clemen, Dyroff, Englert, Erdmann, Feldmann, Felten, Foerster, Franck, Gaufinez, Heiß, Jägert, Keller, Kirschkamp, Litzmann, Loerscht, Loeschke, Price, Rauschen, Rein, Schmieden, Schneegans, Schrörs, Schulz, Sell, Steffenst, Solmsen, Steinmann, Trautmann, Wiedemann, Wilmanns.

Allen meinen verehrten Lehrern fühle ich mich zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Ganz besonderen Dank schulde ich Herrn Geheimrat Prof. Dr. Rein, der mir bei der Ausführung dieser Arbeit seine Hilfe stets in liebenswürdigster Weise lieh.